

# stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

129

2023  
Winter

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



# WISSENSCHAFTS- SKEPTICISM

und die Folgen für die Demokratie

## Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

 [service@bka.gv.at](mailto:service@bka.gv.at)

 0800 222 666  
Mo bis Fr: 8–16 Uhr  
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

 +43 1 531 15-204274

 Bundeskanzleramt  
Ballhausplatz 1  
1010 Wien



## Impressum

**STIMME** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin, Verlegerin, Herausgeberin und Redaktion:

**Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl:

393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien |

Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at |

stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Raffaella Gmeiner, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumne: **Hakan Gürses**

Grafisches Konzept, Artdirection & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydođdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Daniel Müller**

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.,** Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien |



office@dfd.co.at

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Wien** |

UW785

Verlagspostamt: 1060 Wien

Anzeigen: **Ebru Uzun** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Ebru Uzun** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

**www.zeitschrift-stimme.at**

**www.instagram.com/initiative\_minderheiten**

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

**04** | **Aushang**  
Kurzmeldungen

**05** | **Editorial**  
Gamze Ongan

**06** | **Stimmlage**  
Hakan Gürses

**08–10** | **Wissenschaftsskeptisch betrachtet**  
Johannes Starkbaum und Erich Griessler

**11–13** | **Zwischen Desinteresse und Wissensdurst**  
Marlene Erhart

**14–15** | **Die Wissenschaft sagt A und daher sagen wir jetzt alle A**  
Ulrike Felt im Stimme-Talk

**16–18** | **Unsinn als Religion**  
Wie sich Fake News in der Welt verbreiten und was man dagegen tun könnte | Peter Illetschko

**19–22** | **Alles Gaga oder was?**  
Antifeministische Agitation gegen die kritische Geschlechterforschung | Fritzi M.

**23–25** | **Wissen, Demokratie und Kritik in der Migrationsgesellschaft**  
Julia Mourão Permoser

**26–27** | **Lebendige Wissenschaft**  
Erfolgreiche Wissenschaftsvermittlung in Portugal  
Klaus Taschwer

**28–29** | **Bomben gegen Minderheiten**  
Rechter Terror in Österreich 1993 – 1996  
Vida Bakondy | Cornelia Kogoj | Gamze Ongan

**30–31** | **Lektüre**

**32–33** | **Nachlese**  
Über Zeitgerechtigkeit  
Melanie Konrad

**Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz:** STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Medieninhaberin und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adresse der Medieninhaberin und der Herausgeberin ist im Impressum angeführt.

## Neues Redaktionsteam für Hrvatske Novine

**P**etar Tyran, der langjährige Chefredakteur der kroatischen Wochenzeitung **Hrvatske Novine**, trat im Oktober von seiner Funktion zurück. „40 Jahre am Steuer der Hrvatske Novine hinterließen ihre Spuren – nicht nur in der Zeitung, sondern auch bei den Lesern und Leserinnen und an mir als Chefredakteur.“

Als einen der größten Erfolge seiner langen Tätigkeit an der Spitze der Zeitung wertet Tyran, dass er alle Regionen, in der Angehörige der kroatischen Volksgruppe leben, abdeckte. Ganz bewusst auch jene Teile der Volksgruppe, die heute in Ungarn, der Slowakei und Tschechien, besonders aber auch in Wien leben. „Dieses Bemühen hatte seinen sichtbaren Erfolg in der einstimmigen Nennung der Hrvatske Novine als Leitmedium der

burgenländischen Kroaten seitens des kroatischen Volksgruppenbeirates und in der Folge des Bundeskanzleramtes“, verwies Tyran auf die Wichtigkeit dieses Printmediums.

Die designierte neue Chefredakteurin der kroatischen Wochenzeitung aus dem Burgenland **Tereza Grandić** erklärte: „Wir wollen unseren Mikrokosmos auch mit den großen Themen der Welt verbinden und unsere Leserschaft dazu befähigen, sich sprachlich auch in diesen Welten bewegen zu können.“ Grandić folgt Tyran ab dem ersten November als Chefredakteurin von Hrvatske Novine nach, die bereits 1910 gegründet wurde und somit zu den ältesten noch bestehenden Zeitungen des pannonischen Raumes gehört.



Petar Tyran, langjähriger Chefredakteur von Hrvatske Novine, mit dem neuen Redaktionsteam: Tereza Grandić, Dijana Jurković und Kristijan Karall | Foto: Martin Kerstinger

## Wissenschaftspreis der Stadt Wien für Rainer Bauböck

**D**er weltweit renommierte Staatsbürgerschaftsforscher und Demokratietheoretiker **Rainer Bauböck** wurde für sein Wirken im Bereich der Geistes-, Sozial-, Kultur- und Rechtswissenschaften mit dem Preis der Stadt Wien gewürdigt.

Bauböck forscht und publiziert über normative politische Theorie, europäische Integration, Migration, Nationalismen und Minderheitenrechte. Seit 2013 ist er korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Sein Engagement in Politikberatung in Bezug auf Staatsbürgerschaftsfragen und Migration zeigt die hohe Praxisrelevanz seiner Arbeit.

Die Preise der Stadt Wien werden seit 1947 in den Fachbereichen Architektur, Bildende Kunst, Literatur, Musik, Publizistik, Wissenschaften und Volksbildung verliehen und gelten als Würdigung für das bisherige künstlerische und wissenschaftliche Schaffen.

„Die einzigartige Vielfalt großartiger Künstler\*innen, Kulturvermittler\*innen und Wissenschaftler\*innen, die in dieser Stadt arbeiten, hat großen Anteil daran, dass Wien diese in die Welt hinaus strahlende Metropole ist“, streicht Kultur- und Wissenschaftsstadträtin Veronica Kaup-Hasler heraus. „Es freut mich, mit den Preisen der Stadt Wien einige dieser herausragenden Persönlichkeiten und ihre Lebenswerke zu würdigen – verbunden mit der Bitte, weiter zu wirken und mit der Leidenschaft, die sie antreibt, auch in Zukunft andere anzustecken.“

Die renommierte Auszeichnung ist mit 10.000 Euro dotiert. Die Preisverleihung findet im Frühjahr 2024 statt.

Wir gratulieren herzlich!

## Ein Fest dem Widerstand

**Z**um vierten Mal wird in Klagenfurt der Widerstand der Partisan\*innen in Kärnten/Koroška gegen das NS-Regime – und aller Widerständigen in Geschichte und Gegenwart – gefeiert.

Das Fest schafft unter dem Motto „Svobodni! Befreit! Ein Fest dem Widerstand/Praznjimo upor“ eine Plattform für eine offene, begegnende und gemeinsame Beschäftigung mit der Erinnerungskultur. Direkt neben dem fragwürdigen „Denkmal der Verschleppten“ am Domplatz, ursprünglich Stein des Anstoßes, wird erinnert, diskutiert, musiziert – und nicht zuletzt gefeiert.

28. Juni 2024 ab 18 Uhr  
Domplatz Klagenfurt

Eine Veranstaltung der Initiative „Koroška / Kärnten gemeinsam erinnern / skupno ohranimo spomin“ unter dem Dach des Vereins Memorial Kärnten/Koroška

## Internationale Gedenkveranstaltung Loibl Nord

**D**ie Gedenkveranstaltung am Ort des ehemaligen KZ-Außenlagers **Loibl-Süd** steht in der Tradition des Bemühens, die lange Zeit „vergessenen“ Außenlager von Mauthausen im kulturellen Gedächtnis Österreichs und Kärntens zu verankern.

Das **Mauthausen Komitee Kärnten/Koroška** fühlt sich als Veranstalter den KZ-Opfern vom Loiblpass verpflichtet, ihre Geschichte des Leidens und Sterbens, aber auch ihre Geschichte des mutigen Wider-

standes und Überlebens in ehrender Erinnerung zu bewahren.

8. Juni 2024, 09:00 Uhr

**Tunnelportal Loibl Nord, ehem. Zollamtsvorplatz**  
(Beginn der Gedenkveranstaltung auf der Loibl-Südseite: 11:00 Uhr)

Für detailliertes Programm:  
[www.mkkk.at](http://www.mkkk.at)



Foto: Archiv Mauthausen Komitee Kärnten/Koroška

#BringThemHomeNow

Als wir uns Ende 2022 für dieses Schwerpunktheft entschieden, lautete unser Arbeitstitel noch „Wissenschaftsfeindlichkeit“. Den Anlass bildeten die österreichbezogenen Ergebnisse einer EU-weiten Umfrage über die Einstellung der Bevölkerung zu Wissenschaft und Forschung (Eurobarometer 2021). Österreich zeichnete sich in dieser Befragung durch großes Misstrauen in die Wissenschaft aus und lag somit weit unter dem EU-Durchschnitt.

Nach der Veröffentlichung der Ursachenstudie des Instituts für Höhere Studien (IHS) zu „Ambivalenzen und Skepsis in Bezug auf Wissenschaft und Demokratie“ im August 2023 entschieden wir uns für den weniger radikalen Begriff „Wissenschaftsskepsis“. Die besagte Studie relativiert nämlich die ernüchternden Ergebnisse des Eurobarometers und verortet die Österreicher\*innen in Bezug auf Wissenschaftsskepsis im EU-Mittelfeld. Aufhorchen lässt allerdings die Feststellung, dass negative Äußerungen gegenüber Wissenschaft mit demokratiekritischen Einstellungen Hand in Hand gehen.

**Johannes Starkbaum** und **Erich Griessler** vom Autorenteam der IHS-Studie eröffnen die Themenstrecke und plädieren dafür, den Anteil der Wissenschaft selbst und der Politik an der öffentlichen Wahrnehmung von Wissenschaft nicht außer Acht zu lassen.

Wie nehmen in Österreich forschende ausländische Wissenschaftler\*innen die Wissenschaftsskepsis hierzulande – auch im Vergleich zu ihren Herkunftsländern – wahr? **Marlene Erhart**, Wissenschaftsredakteurin des STANDARD, hat nachgefragt.

Die renommierte Wissenschaftsforscherin **Ulrike Felt** bezieht im Stimme-Talk mit **Peter Illetschko** Stellung zu den Ursachen der Wissenschaftsskepsis und zeigt am Beispiel der Corona-Pandemie die Fehler der Politik im Umgang mit der Wissenschaft auf.

Warum schenken Menschen so oft „alternativen“ Informationen aus zweifelhaften Quellen Glauben? Wissenschaftsjournalist **Peter Illetschko** diskutiert in einem Essay den Unterschied zwischen Glauben und Wissen und denkt über Strategien gegen die Lawine von Fake News nach.

Ein Wissenschaftsfeld, das besonders angefeindet wird, sind die Gender Studies. Die Politikwissenschaftlerin **Fritzi M.** nimmt eine historische und gegenwärtige Bestandsaufnahme antifeministischer Agitation gegen kritische Geschlechterforschung vor.

Die Migrationsforscherin **Julia Mourão Permoser** analysiert in ihrem Beitrag die von Spannungen und Instrumentalisierung geprägte Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik am Beispiel der Migrationspolitik.

Im Jahr 1996 rief der Physiker und Wissenschaftsminister Portugals José Mariano Gago als Maßnahme gegen die große Wissenschaftsskepsis im Lande die Initiative „Ciência Viva“ (Lebendige Wissenschaft) ins Leben. **Klaus Taschwer**, Mitautor der IHS-Studie und Wissenschaftsjournalist, schildert die Erfolge dieses Programms für innovative Wissenschaftskommunikation.

Der Dezember 1993 markiert den Beginn des sogenannten Briefbombenterrors in Österreich. Die innenpolitisch motivierte Terrorwelle gegen Minderheiten und ihre Unterstützer\*innen dauerte bis 1997. 30 Jahre danach widmet sich die **Initiative Minderheiten** in einer dokumentarischen Ausstellung (Eröffnung am 23. April 2024 im Volkskundemuseum Wien) gesellschaftspolitischen Voraussetzungen und minderheitenpolitischen Folgen des rechten Terrors der 1990er Jahre. Auf Seite 28–29 erinnern wir an die Jahre der Radikalisierung gegen Minderheiten.

Erholsames Jahresende wünscht  
**Gamze Ongan**, Chefredakteurin

Es ist unerträglich, wenn Jüdinnen und Juden heute wieder gejagt und ermordet werden – und das einzig und allein, weil sie Jüdinnen und Juden sind.

Es ist unerträglich, wenn Menschen als Schutzschilder und Geiseln missbraucht werden.

Es ist aber ebenfalls unerträglich, wenn auch hier, in Österreich, die Verbrechen des 7. Oktober 2023, das Gemetzel an 1400 Menschen, verharmlost oder sogar gutgeheißen werden.

Viele Jüdinnen und Juden fühlen sich hier von verbalen und tätlichen antisemitischen Übergriffen bedroht. Das Österreich von heute muss auch für

Jüdinnen und Juden eine sichere Heimat sein.

Gerade hier, wo Judenverfolgung eine lange Geschichte hat und zum größten Verbrechen der Menschheitsgeschichte führte, stellen wir uns entschieden gegen jede Form von Antisemitismus und Rassismus!

Zum Zeitpunkt der Drucklegung dieser Ausgabe der **Stimme** sind noch immer 137 Menschen, größtenteils Jüdinnen und Juden, Geiseln der Hamas. Wir fordern die sofortige und bedingungslose Freilassung aller Geiseln.

Antisemitismus und Menschenverachtung dürfen nicht als Freiheitskampf verklärt werden!

**Niemals wieder!**

Für die **Initiative Minderheiten**:

Emina Adamovic, Jessica Beer, Vlatka Frketic, Peter Grusch, Hakan Gürses, Michael Haupt, Cornelia Kogoj, Lydia Novak, Gamze Ongan, Sabine Schwaighofer, Peter Schwarz, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig

## Von alten Monden und neuen Sternen

**N**asreddin Hoca, wie er auf Türkisch genannt wird, ist eine humoristische Figur, die man im Raum vom Balkan bis Zentralasien kennt. Er soll im 13. Jahrhundert im Osmanischen Reich gelebt haben und weist Ähnlichkeiten etwa mit Till Eulenspiegel auf: ein schlagfertiger Volksgelahrter, der sich als dumm oder naiv gibt und anschließend lehrreiche Bonmots äußert. Diese sind im Laufe der Zeit zu geflügelten Worten geworden. So auch seine berühmte Antwort auf die eigenwillige Frage, was man denn aus den alten Monden mache, die bereits abgenommen haben: „Man stutzt sie zurecht und macht Sterne daraus.“

Ich fange die Kolumne nicht deswegen mit der gerissenen Pointe des Nasreddin an, um meiner Umgebung in diesen Unmut stiftenden, traurigen Zeiten ein wenig Fröhlichkeit zu spenden. Eigentlich erinnert mich die Geschichte an eine Frage, die mich seit eh und je beschäftigt: Was macht man aus Diktatoren, bösen Autokraten (beide Spezies sind bis dato überwiegend männlich, darum kein Genderstern) oder korrupten Politiker\*innen, wenn ihre Zeit abgelaufen ist und sie noch leben?

Jedes Mal, wenn ich mir diese Frage stelle, sehe ich ein Haus vor mir: eine Art Altersheim, das aber nichts Heimeliges an sich hat. Es ist vielmehr ein Ort, der meinen Vorstellungen von der Hölle gleicht, extrem heiß, dunkel, übelriechend. Die Pfleger dort sind streng und die Betten steinhart.

In meiner Imagination bekommen die Insassen täglich drei Mal Schimpftiraden vorgespielt, direkt ins Gesicht gesprochen. Mehrere Stunden müssen sie zudem in der „Erziehung“ verbringen, wo man ihnen Videos, Audiodateien oder Fotos von Menschen zeigt, die sie einst foltern, unter der Aufsicht der Exekutive „verschwinden“ oder hinrichten ließen. Dann spielt man ihnen – wie es in der Unterhaltungsbranche so schön heißt – *Visuals* vor, die das große Glück der Einwohner\*innen ihres jeweiligen Landes nach ihrem Abgang dokumentieren. Dann müssen sich die Ex-Diktatoren körperlich betätigen: laufen, turnen, klettern, Vorhof und Umgebung putzen; dem folgt ... Nun gut, bevor mein Strafkonzert selbst Züge von Folter annimmt, höre ich auf, meiner Phantasie zu folgen.

Und schon muss ich leider das Realitätsprinzip hereinholen: Im echten Leben geht es nicht gerecht zu. In der Regel werden ehemalige Diktatoren in Weltregionen untergebracht (oder zwischengeparkt), die das diametrale Gegenteil meiner Phantasie-Strafkolonie anbieten: sonnige Gegenden mit lieblicher Flora und handzahmer Fauna, am Meer gelegene, klimatisierte Häuser samt einheimischer Dienerschaft, überfüllte Bankkonten, die per Smartphone erreichbar sind, und restlebenslange Aussicht auf die Rückkehr. Pensionierte Autokraten und korrupte Politiker\*innen wiederum bekommen Manager- oder Vorstandsposten

inklusive Aktienpakete im jeweiligen Ausland. Sie halten Vorträge über Politik, Frieden und erfolgreiche Lebensführung, veröffentlichen ihre Memoiren, bekommen Auszeichnungen und Preise verliehen, irgendwann werden auch Plätze nach ihnen benannt.

Wenn die Realität es aber gewöhnlich nicht zulässt, Diktatoren und Kohorten ihrer gerechten Strafe zuzuführen, und da sie selten von selbst abdanken, müsste ich meine Frage von oben vielleicht nicht auf die Zeit *nach* ihrem Abgang richten, sondern auf jene *davor*. Wie analysiert und beurteilt man jene, die – wie man gemeinhin zu sagen pflegt – „ihre Macht missbraucht“ haben? Wie kritisiert man sie, was setzt man ihnen entgegen? Und zwar *während* ihrer Herrschaft bzw. Dienstzeit? Die Antwort auf diese Frage ist auch ausschlaggebend für die Zeit *danach*.

Ich habe den Eindruck, dass gegenwärtig Moral und Justiz, bisweilen auch Wissenschaft, zunehmend das Politische überlagern bzw. verdrängen. Einerseits findet eine „Epistemisierung der Politik“ (Alexander Bogner) statt, eine Art „Expertokratie“, andererseits löst Empörung fundierte Kritik ab. Juristische Fehlritte unliebsamer Politiker\*innen lassen schnell die Hoffnung auf deren politisches Ende aufflammen. Man wartet darauf, dass politische Karrieren im Gerichtssaal enden. Am meisten verbreitet ist das Setzen auf moralisch verpönte Handlungen, Äußerungen und Entgleisungen, die man Politiker\*innen nachweisen kann. So wollen heute viele Menschen und Gruppen diese entsorgen und dadurch politische Änderungen einleiten.

Zugegeben, es ist nicht leicht, einen Diktator nur mit politischen Mitteln zu bekämpfen – denn Politik braucht ein Mindestmaß an Freiheit. Ohne jede Möglichkeit öffentlicher Kritik, ohne Meinungsfreiheit, Recht auf Versammlung und unabhängige Medien ist es schwer, gegen die Gehirnwäsche anzukämpfen. Darum scheinen hier moralisch durchmengte Argumente oder juristische Gegenwehr vonnöten – und das Politische tritt zuweilen zurück. Korrupte Politiker\*innen wiederum lösen oft eine Rückbesinnung auf moralische Grundsätze und juristische Ordnung aus. In einer Zeit, in der Politik immer mehr zur Inszenierung verkommt, ist es ja nicht grundfalsch, hinter die Kulissen zu verweisen, auf die unsichtbaren Sphären der Politik.

Doch müssen wir auch zur Kenntnis nehmen, dass man mit einzelnen Politiker\*innen nicht das ganze System der Korruption, interessengeleitete Herrschaftsucht oder faschistoide, illiberale bzw. autokratische Tendenzen loswird.

Diese Strukturen müssen *politisch* zerschlagen werden, wenn wir in einer Gesellschaft leben wollen, die der Freiheit, Gleichheit und Solidarität näherkommt als heute. ■■■



# WISSENSCHAFTS- SKEPTICISM

und die Folgen  
für die Demokratie

# Wissenschaftsskeptisch betrachtet

In den letzten Jahren wurde das Thema Wissenschaftsskepsis in Österreich intensiv diskutiert. Immer wieder bescheinigten Personen aus Wissenschaft, Politik und Journalismus der Bevölkerung eine im internationalen Vergleich außergewöhnlich stark ausgeprägte Wissenschaftsskepsis. Belege dafür wurden in Kontroversen um einige Maßnahmen der Regierung während der Corona-Pandemie gesehen, aber auch in den Ergebnissen einer Umfrage aus dem Jahr 2021 zur Einstellung der Europäer:innen zu Wissenschaft und Technik (Eurobarometer 516).<sup>[1]</sup>

Das Wissenschaftsministerium entschloss sich im Jahr 2022, den Ursachen der vermuteten Wissenschafts- und Demokratieskepsis in Österreich auf den Grund zu gehen. Aus der öffentlichen Ausschreibung einer Studie ging das Institut für Höhere Studien gemeinsam mit der Universität Aarhus erfolgreich hervor. Die im Sommer 2023 abgeschlossene Studie<sup>[2]</sup> umfasst eine Analyse aktueller und historischer Literatur, eine umfassende Sekundäranalyse bestehender quantitativer Umfragedaten, Fokusgruppen (Diskussionsrunden) mit Personen aus der Bevölkerung und Expert:inneninterviews.

Wie die Studie verdeutlicht, besteht in der Bevölkerung durchaus sowohl Skepsis als auch Kritik und Desinteresse an Wissenschaft. Im Vergleich mit anderen Institutionen ist das Vertrauen der Bevölkerung in die Wissenschaft insgesamt jedoch hoch. Es gibt keine eindeutigen Hin-

weise, dass die Österreicher:innen im europäischen Vergleich besonders wissenschaftsskeptisch sind oder dass ablehnende Haltungen gegenüber Wissenschaft zugenommen hätten. Die Ergebnisse zeigen aus unserer Sicht, dass es notwendig ist, unterschiedliche Formen von Kritik an Wissenschaft differenzierter zu diskutieren. Aber nicht nur Einstellungen der Bevölkerung, sondern auch die Rolle von Wissenschaft und Politik ist stärker zu beleuchten.

## Skepsis und Kritik betreffen meist ausgewählte Bereiche der Wissenschaft

In der öffentlichen Debatte wurde Wissenschaftsskepsis bisher kaum klar definiert. Gemeint war meist nicht eine kritische Grundhaltung als Teil wissenschaftlicher und demokratischer Praxis, sondern die kategorische Ablehnung von Wissenschaft und ihren Erkenntnissen. Auf Basis vergleichbarer Studien haben wir Wissenschaftsskepsis als „systematische und unbegründete bzw. ungerechtfertigte Ablehnung der Wissenschaft“ gefasst.

Anhand der Daten der Eurobarometer-Studie von 2021 haben wir untersucht, wie viele der befragten Österreicher:innen eine solche systematische Ablehnung äußern – also wie viele Personen dem etablierten wissenschaftlichen Wissen aktiv widersprechen. Dazu wurden von uns Antworten zu vier Aussagen herangezogen, aus denen Wissenschaftsskepsis sowie eine Neigung zu Verschwörungstheorien abgeleitet werden kann. Diese betreffen (1) die Verneinung, dass der Klimawandel großteils auf menschliche Aktivitäten zurückzuführen ist; (2) die Leugnung der Evolutionstheorie; (3) die Vermutung, dass Viren staatlich erzeugt werden, um die Freiheit der Menschen zu kontrollieren und (4) die Sichtweise, existierende Heilmittel für Krebs würden aufgrund wirtschaftlicher Überlegungen zurückgehalten.

Wie die Analyse zeigt, beantworten 21 bis 31 Prozent der befragten Österreicher:innen eine dieser vier Fragen entgegen dem wissenschaftlichen Wissensstand. Rund die Hälfte dieser Gruppe äußert sich auch bei einem

<sup>[1]</sup> <https://europa.eu/eurobarometer/surveys/detail/2237> (Stand: 2.11.2023).

<sup>[2]</sup> Verfügbar unter: <https://go.ihs.ac.at/ursachenstudie> (Stand: 6.11.2023). Wir danken unseren Co-Autor:innen für die gute Zusammenarbeit.



weiteren Punkt im Gegensatz zum wissenschaftlichen Konsens. Zehn Prozent der Befragten stimmen drei und ca. ein Prozent allen vier wissenschaftskritischen Positionen zu.<sup>[3]</sup> Die Gruppe derer, die Wissenschaft systematisch, also über mehrere Bereiche hinweg ablehnt, ist somit deutlich kleiner als häufig kolportiert. Österreich liegt in dieser Hinsicht im EU-Mittelfeld.

Kritik an Wissenschaft ist zudem auch in verschiedenen Technologiebereichen unterschiedlich stark ausgeprägt. Wie der Eurobarometer aus dem Jahr 2021 zeigt, schätzt die Bevölkerung die Auswirkungen verschiedener Wissenschaftsbereiche oder Technologiefelder unterschiedlich ein: So werten die Befragten Auswirkungen von Solarenergie oder Informationstechnologien weitgehend positiv, während es in den Bereichen Künstliche Intelligenz oder Atomenergie sehr viel mehr kritische Stimmen gibt. Besonders kritisch sind die befragten Österreicher:innen im EU-Vergleich bei kontroversiellen Technologien wie Biotechnologie, Genetik und eben Atomenergie und Künstliche Intelligenz.

<sup>[3]</sup> Starkbaum et al. 107 ff.

### Kritik zielt oftmals auf die Verbindungen zu anderen Gesellschaftsbereichen

Wie die Studie zeigt, kann nicht jede Kritik an Wissenschaft mit grundsätzlicher Skepsis gegenüber Wissenschaft gleichgesetzt werden. Wissenschaft spielt, auch das ist ein Ergebnis des Eurobarometers 2021, aus Sicht vieler Befragter in ihrem Alltag keine zentrale Rolle. Gleichzeitig besteht ein idealisiertes Bild von Wissenschaft, in dem innerwissenschaftliche und interdisziplinäre Widersprüche und Dissens wenig Platz haben. Oftmals ist unbekannt, wie Wissenschaft in der Praxis arbeitet. Die langsamen und in einem ständigen Auf und Ab des Verwerfens und Bestätigens von Forschungsergebnissen ablaufenden Prozesse der Wissenschaft, die im Rahmen der COVID-19-Pandemie für die Öffentlichkeit sichtbar wurden, standen in gewisser Weise im Gegensatz zu idealisierenden öffentlichen Bildern von Wissenschaft.

Aber auch die enge Zusammenarbeit von Akteur:innen aus Wissenschaft und Politik hat in der Pandemie bei Teilen der Bevölkerung Kritik und einen Ruf nach wissenschaftlicher

Unabhängigkeit bewirkt. Unsere Studie bestätigt: Oftmals zielen kritische Äußerungen weniger auf Wissenschaft an sich als auf vermutete unredliche Hintergründe von Wissenschaftler:innen aufgrund intransparenter Verbindungen zu Politik und Wirtschaft. Ein Beispiel für eine solche Einstellung ist eine Passage aus einer Fokusgruppe, in der ein/e Teilnehmer:in meinte, „dass die Politik die Wissenschaft instrumentalisiert“. Eine andere Person stimmte zu und begründete das damit, dass „jeder Politiker heute irgendwo in einem Instrumentarium von irgendeiner Firma drinnen sitzt“. Darauf erwiderte die erste Teilnehmer:in, dass Politiker:innen „in erster Linie (...) wieder gewählt werden“ wollen. Dieser Ausschnitt verdeutlicht ein typisches Kritikmuster, wie die Verflechtungen von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik wahrgenommen werden.

### Wissenschaftsskepsis ist schwer zu messen und zu vergleichen

Die Diskussion um Wissenschaftsskepsis ist aus unserer Sicht auch deshalb vorsichtig zu führen, weil die meisten wissenschaftlichen

Arbeiten auf Umfragedaten beruhen, Wissenschaftsskepsis jedoch schwer zu messen ist. Quantitative Umfragen erheben mit kurzen Fragen komplexe Phänomene. Die gestellten Fragen können mehrdeutig sein und unterschiedlich interpretiert werden. Dieses Problem ist bei internationalen Studien auf Grund von Übersetzungsproblemen nochmals verschärft. In den Gruppendiskussionen hat sich gezeigt, dass der „gesunde Menschenverstand“, der in Studien und in der öffentlichen Debatte oft als im Gegensatz zu Wissenschaft gesehen wird, aus der Sicht von befragten Personen durchaus bedeuten kann, wissenschaftlich fundiertes Wissen in persönliche Entscheidungsfindungsprozesse einzubeziehen. So meinte ein Mitglied der Fokusgruppe, „dass man auf die Wissenschaft vertraut, ist meiner Meinung nach gesunder Menschenverstand“. In einer anderen Fokusgruppe meinte ein/e Teilnehmer:in, „wir sollten [uns] sowohl auf wissenschaftliche Ergebnisse [...] verlassen als auch auf den [...] Menschenverstand“.

### Skepsis ist der Wissenschaft und Demokratie inhärent

Wissenschaftsskeptische Einstellungen können zum gesellschaftlichen bzw. politischen Problem werden, wenn daraus abgeleitete Handlungen und deren Auswirkungen andere in negativer Art betreffen. Dies ist beispielsweise bei der kategorischen Ablehnung von Impfungen der Fall. Wenn politische Maßnahmen, die auf Erkenntnissen der Wissenschaft beruhen, nicht umgesetzt werden, liegt das – wie das Beispiel der Klimakrise verdeutlicht – oft aber weniger an Wissenschaftsskepsis als an hartnäckigen Gewohnheiten und entgegengesetzten Interessen.

Skepsis hat auch ausgesprochen wichtige Funktionen. Sie ist, was für Wissenschaft und Demokratie zentral ist, aktives Hinterfragen und kritische Reflexion. Skepsis kann damit, neben kategorischer Ablehnung, auch auf das Schaffen wichtiger



neuer Ideen und auf Meinungsfreiheit verweisen. Dementsprechend ist es aus unserer Sicht treffsicherer, bei kategorischen Formen der Ablehnung von „Wissenschaftsfeindlichkeit“ zu sprechen.

Neue Ansätze stoßen auch in der Wissenschaft immer wieder auf Widerstand, wie die im 19. Jahrhundert von Ignaz Semmelweis initiierte Debatte zum Kindbettfieber veranschaulicht. Seine Bemühungen, in öffentlichen Kliniken Hygienevorschriften einzuführen, wurden zunächst abgelehnt. Auch die Forschung der diesjährigen Nobelpreisträgerin Katalin Karikó zu Impfungen auf Basis von mRNA wurde in der Vergangenheit von führenden wissenschaftlichen Journalen abgelehnt.

### Wissenschaftsskepsis ist ein politisches Problem

Insgesamt zeigt die Studie, wie notwendig eine differenzierte Debatte zu Wissenschaftsskepsis ist – auch im Kontext der multiplen gesellschaftlichen Krisen wie Klima- und Biodiversitätskrise, globale und nationale Ungleichheiten, Pandemie sowie kriegerische Auseinandersetzungen. All das sind gesellschaftlich höchst umkämpfte Themen, bei denen es auch darum geht, welche Art von Gesellschaft, Wirtschaft, Demokratie und Zukunft wir wollen. Es gibt dazu sehr unterschiedliche Sichtweisen, die mit Werten und Interessen verbunden sind. Zudem ist strittig, wer in diesen Zielkon-

flikten etwas zu sagen hat. Es geht dabei unter anderem um den Platz von Wissenschaft in der Gesellschaft, um den jeweils als richtig erachteten Einfluss von Wissenschaft auf Politik, um den Einfluss wirtschaftlicher Interessen auf Wissenschaft und Politik, die Form der öffentlichen Auseinandersetzung und demokratischer Entscheidungen, kurz, um den Kampf verschiedener Gesellschaftsbereiche um Einfluss auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung. Die Diskussion um Wissenschaftsskepsis ist Teil dieses zweifachen Konflikts. Der Begriff „Wissenschaftsskepsis“ ist daher auch ein „Kampfbegriff“, mit dem der Hegemonie einer Form des Wissens und einer Vorstellung davon, wie Gesellschaft sein soll, Vorrang eingeräumt werden soll. Unsere Studie macht deutlich, dass die Debatte um Wissenschaftsskepsis sich derzeit vorwiegend mit „der“ Bevölkerung und deren möglichen „Defiziten“ befasst. Weit weniger wird diskutiert, welchen Anteil „die“ Wissenschaft selbst, oder auch Politik und Wirtschaft, an der öffentlichen Wahrnehmung von Wissenschaft haben.

Johannes Starkbaum ist Soziologe und Politikwissenschaftler und forscht seit 2018 am Institut für Höhere Studien (IHS) zum Zusammenwirken von Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft.

Erich Griessler studierte Soziologie und Geschichte an den Universitäten Wien und Maastricht und ist Senior Researcher am Institut für Höhere Studien. Er forscht zum vielfältigen Verhältnis von Wissenschaft, Technik, Gesellschaft und Demokratie.

# Zwischen Desinteresse und Wissensdurst

Österreich haftet der Ruf an, überdurchschnittlich wissenschaftsskeptisch zu sein. Wir haben Forschende aus unterschiedlichen Ländern gefragt, wie sie die Lage hierzulande wahrnehmen. Die international bewanderten Fachleute erzählen von ihrer Einschätzung und berichten, was ihrer Arbeit und den Möglichkeiten zu deren Vermittlung im Weg steht.

Es war ein Schock, den das Eurobarometer 2021 auslöste. Nur 80 Prozent der Bevölkerung gaben in der EU-weiten Umfrage an, der Einfluss von Wissenschaft und Technologie auf die Gesellschaft sei sehr positiv oder positiv – womit Österreich weit unter dem Durchschnitt lag. Das ließ die Alarmglocken schrillen. Vorsichtige Erleichterung brachte eine im heurigen Sommer präsentierte Ursachenstudie des Instituts für Höhere Studien (IHS) und der dänischen Aarhus University. Der Erhebung zufolge stehen nur zehn Prozent der Bevölkerung der Wissenschaft systematisch skeptisch gegenüber. Davon abgesehen fanden sich keine deutlichen Hinweise, dass Österreich im EU-Vergleich zu den besonders wissenschaftsskeptischen Ländern zählt.

Diese Einschätzung teilen auch sechs Forschende, die wir um ihre persönliche Sicht auf die Dinge gebeten haben. Eine nicht so gängige Sache für Forschende, die Anekdotischem und persönlichen Interpretationen berufsbedingt vorsichtig

gegenüberstehen. Wir wollten dennoch wissen, ob sie Österreich als eine wissenschaftsskeptische Nation empfinden.

Eine spannende Einschätzung dazu kommt von **Blaž Gasparini**. Der 35-jährige Klimaphysiker stammt aus Slowenien und forscht am Institut für Meteorologie und Geophysik der Universität Wien. Er hat sieben Jahre in der Schweiz und drei Jahre in den USA gelebt und geforscht. Unbedingt wissenschaftsskeptisch will er Österreich nicht nennen:



Blaž Gasparini

„Vor allem würde ich sagen, dass Österreich eine relativ konservative Gesellschaft ist, die mehr Angst vor Innovationen hat als der Durchschnitt der EU-Länder.“ Das sei zwar nicht unbedingt immer schlecht, aber es könne dazu führen, dass im Durchschnitt weniger Innovation stattfindet, als möglich wäre. Doch dazu gibt es auch eine andere Seite: „Gleichzeitig lieben die Österreicher Titel und Hierarchien, als Univ.-Prof. Dr. steht man in dieser Hinsicht ganz gut da“, sagt er. „Ich denke, dass Wissenschaftler in Österreich immer noch sehr angesehen sind, was sich auch in relativ guten Gehältern widerspiegelt – auch im Vergleich zu Ländern mit starker wissenschaftlicher Tradition wie Frankreich oder Großbritannien.“

## Sozialer Status und Prekariat

Diese Ansicht teilt auch die aus Frankreich stammende **Salambô Dago**. Seit einem Jahr betreibt die 27-jährige Postdoktorandin Quantenforschung an der Universität Wien.



Salambô Dago

Im Vergleich zu ihrem Herkunftsland genieße Wissenschaft ihres Erachtens in Österreich größeres gesellschaftliches Ansehen. „Wer einen akademischen Titel besitzt, lässt ihn auf der E-Card oder anderen Dokumenten eintragen und die Menschen haben Respekt davor. In Frankreich schert sich niemand um Dokortitel, viele wissen gar nicht, was ein PhD überhaupt ist. Der soziale Status in Österreich ist viel besser.“ Das treffe auch auf die Bezahlung zu, was ebenfalls eine gewisse Wertschätzung ausdrücke. Ihre Verdienstmöglichkeiten in Frankreich seien wesentlich schlechter als hierzulande, unterstreicht sie. „Alles, was mit dem universitären System verbunden ist, genießt in Frankreich kein sonderlich hohes Ansehen. Die Leute fragen auch immer, warum man nicht in der Privatwirtschaft arbeitet.“ Eine Überlegung, die Dago nachvollziehen kann, da die Verdienstmöglichkeiten in den Bereichen Forschung und Entwicklung im Privatsektor meist tatsächlich wesentlich höher liegen.

Die herrschenden Arbeitsbedingungen für Forschende und den wissenschaftlichen Nachwuchs spricht auch Uroš Matić an. Der 36-Jährige stammt aus Serbien und hat den Großteil seiner akademischen Karriere in Deutschland und Österreich verbracht. Der Archäologe, Ägyptologe und Genderforscher ist an der Universität Graz tätig und assoziierter Forscher an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW). Auf die Frage, ob er in Österreich gewisse Formen der Wissenschaftsfeindlichkeit feststelle, kommt er auf grundlegende Probleme zu sprechen, denen Wissenschaftlerinnen und Wissen-

schafter gegenüberstehen. So brauche das Land dringend langfristige Lösungen für die prekären Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft, denn: „Junge und angehende Wissenschaftler, einschließlich meiner Person, neigen allmählich dazu, sich anderen Branchen zuzuwenden“, sagt er.

Die Gründe dafür seien vielfältig. „Im Gegensatz zu Sektoren wie Wirtschaft und Industrie sind die Einkommen niedrig, was die Attraktivität wissenschaftlicher Berufe in einer kapitalistischen Welt mindert“, erklärt Matić. Dazu komme mangelnde Unterstützung für persönliche Beziehungen und Lebensumstände. „Das erschwert wissenschaftliche Karrieren für Menschen, die eine Familie gründen möchten, und insbesondere Frauen sind von patriarchalischen Erwartungen betroffen.“ Doch damit nicht genug: „Kurzfristige Verträge, die an zeitlich begrenzte Drittmittelprojekte gebunden sind, machen wissenschaftliche Karrieren existenziell riskant, da Wissenschaftler im Falle der Nichtbewilligung eines Projekts sogar bis zu einem Jahr arbeitslos sein können“, unterstreicht der Forscher.

### Wie Wissenschaft akzeptiert wird

Da unsere Gesprächspartnerinnen und -partner internationale Erfahrung mitbringen, wollten wir wissen, ob der gesellschaftliche Stellenwert der Wissenschaft hierzulande im Vergleich zu ihrem Herkunftsland oder früheren Arbeitsstätten im Ausland



Uroš Matić

stark differiert. Einen interessanten Vergleich inklusive Problemabriss stellt Luca Fossati an. Der 44-Jährige ist stellvertretender Direktor des Instituts für Weltraumforschung der ÖAW in Graz. Er habe das Gefühl, dass es einen Unterschied in der Wissenschaftsakzeptanz gebe. In seinem Heimatland Italien könne man den Eindruck gewinnen, dass die Wissenschaft ähnlich wie eine Religion akzeptiert werde. Fossati erklärt: „Oft verstehen Menschen nicht, wie Forschende zu einem bestimmten wissenschaftlichen Ergebnis kommen. Entweder weil die Wissenschaft dahinter zu kompliziert ist oder weil die Forschenden die Dinge nicht einfach genug erklären können.“



Luca Fossati

Darauf gebe es zwei Reaktionen: „Die erste ist, dass Menschen ein Forschungsergebnis, ohne zu zweifeln als Wahrheit hinnehmen, was sich nicht davon unterscheidet, wie Gläubige religiöse Dogmen akzeptieren. Die zweite Reaktion ist, dass die Menschen wissenschaftliche Ergebnisse anzweifeln. Das passiert in der Regel aufgrund einer persönlichen Wahrnehmung oder durch Einfluss und Täuschung von außen. Mein Eindruck ist, dass in Italien die erste Reaktion etwas häufiger vorkommt als die zweite,“ so Fossati. Das Problem sei, dass beide Reaktionen gefährlich seien. „Ablehnung und Leugnung können dazu führen, dass Menschen anfangen, an alles Mögliche zu glauben. Die Vorstellung einer flachen Erde ist sicher eines der Extrembeispiele. Blinde Akzeptanz hingegen kann

im Laufe der Zeit eine zunehmende Distanz zwischen Wissenschaft und Gesellschaft schaffen, was eine Reihe von Problemen nach sich ziehen kann, etwa Desinteresse.“



Valentyna Mokina

Das im Eurobarometer festgehaltene Desinteresse an Forschung wird von der Ursachenstudie des IHS nicht negiert, ist aber von Skepsis und Misstrauen abzugrenzen. Vielmehr ist Wissenschaft im Alltag kaum präsent, auch fehlen konkrete Vorstellungen davon, wie wissenschaftliche Ergebnisse zustande kommen. Fossati erkennt darin auch einen Vorteil: „Man ist sich des Problems bewusst, und das ist gut so, denn es ist der erste notwendige Schritt, um es zu lösen. Um den Wert der Wissenschaft zu stärken, sollten Forschende die Menschen auch auf die Bedeutung der Wissenschaft im täglichen Leben aufmerksam machen. So ist es der Wissenschaft zu verdanken, dass wir Smartphones haben, Auto fahren oder fliegen können.“

Das Interesse an Angeboten zur Wissenschaftsvermittlung sieht **Valentyna Mokina** durchaus gegeben. Die 39-jährige Postdoktorandin stammt aus der Ukraine und ist am Institut für Hochenergiephysik (HEPHY) unter anderem mit der Suche nach Dunkler Materie beschäftigt. „Meiner Erfahrung nach bin ich weder in Österreich noch in der Ukraine oder in Italien, wo ich gearbeitet habe, jemals auf offene Skepsis im Sinne einer völligen Leugnung oder Ablehnung wissenschaftlicher Grundsätze ge-

stoßen“, schildert sie. „Stattdessen habe ich durchweg einen echten Wissensdurst und eine Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Wissenschaft beobachtet, was die universelle Anziehungskraft der Wissenschaft als Mittel zum Verständnis unserer Welt und als Motor des Fortschritts unterstreicht.“

### Austausch mit der Öffentlichkeit

Ihre Forschungstätigkeit zu vermitteln, sei für unterschiedliche Disziplinen unterschiedlich herausfordernd, sagt **Megan Cordill**. Die 43-Jährige stammt aus den USA und forscht zu komplexen Materialien sowie zu Mikro- und Nano-Mechanik am Erich-Schmid-Institut für Materialwissenschaften der ÖAW. Wenn sie ihre Arbeit für Laien erklärt, fasst sie sich kurz: „Ich zerbreche kleine Dinge.“ Obwohl kaum jemand wirklich verstehe, was sie und ihre Kolleginnen und Kollegen tun, biete ihr Fach doch verständliche Ansatzpunkte: „Die breite Öffentlichkeit versteht, dass Stahl belastbar ist, eine Glascheibe leicht zerbrechen kann und ein Gummiband gedehnt werden kann, ohne seine ursprüngliche Größe zu verlieren. Das sind Dinge, die man selbst sehen und testen kann, was ein Vorteil meines Fachgebiets ist. Ein Mediziner, Klimaforscher oder Physiker hat es viel schwerer, die Leute von seiner Wissenschaft zu überzeugen, weil man sie nicht selbst sehen und anfassen kann.“

Angebote zur Wissenschaftsvermittlung können hier Abhilfe



Megan Cordill

schaffen. Doch, so unterstreichen viele der von uns befragten Forschenden, müssen Initiativen wie etwa die Lange Nacht der Forschung wesentlich häufiger und flächendeckend in ganz Österreich stattfinden. Dass Outreach-Angebote durchaus begeistert angenommen werden, zeigen die Erfahrungen von Valentyna Mokina: „Wir organisieren an meinem Institut zahlreiche Veranstaltungen, die sich an verschiedene Altersgruppen richten, von den Jüngsten bis hin zum reifsten Publikum. Sie sollen die Welt der Wissenschaft entmystifizieren und sie für die Öffentlichkeit zugänglich und transparent machen.“ Zuletzt organisierte Mokina den jährlich in Kooperation mit der Volkshochschule stattfindenden Tag der Dunklen Materie. Dabei können Menschen nicht nur Vorträgen lauschen und sich mit Forschenden austauschen. In Virtual-Reality-Simulationen können sie virtuell in Experimente einsteigen und erfahren, wie diese funktionieren.

Bei diesem und anderen Angeboten habe Mokina gesehen, wie wissbegierig das österreichische Publikum ist. „Die Menschen kommen mit einem ganzen Arsenal an Fragen, ihre Neugier treibt sie an, die Grenzen des Wissens zu erkunden. Sie suchen nicht nur nach Antworten, sondern bringen ihre eigenen Ideen und Perspektiven ein, was zu einem dynamischen Austausch von Gedanken und Erkenntnissen führt“, erzählt sie. Fördere man diese Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, bringe das enormes Potenzial für die Zukunft, ist Mokina überzeugt: „Ein besseres Verständnis für die Funktionsweise der Dinge, ein größeres Vertrauen in wissenschaftliche Ergebnisse, ein größerer Enthusiasmus für das Studium und die Weiterentwicklung der Wissenschaft und eine insgesamt bessere Lebensqualität sind nur einige der vielen positiven Ergebnisse, die wir erzielen können.“

**Marlene Erhart** ist Wissenschaftsredakteurin des STANDARD. Sie studierte Journalismus an der FH Wien und wurde unter anderem mit dem Förderungspreis für Wissenschaftspublizistik des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung ausgezeichnet.

# Die Wissenschaft sagt A und daher sagen wir jetzt alle A

**D**ie renommierte Wissenschaftsforscherin **Ulrike Felt** spricht über die Ursachen und Auswüchse der Wissenschaftsskepsis - und nimmt dabei nicht nur die Politik, sondern auch die Wissenschaft selbst in die Pflicht. Das Interview hat **Peter Illetschko** geführt.

Österreich gilt als stark wissenschaftsskeptisches Land ...

**Ulrike Felt:** Das würde ich nicht so generalisieren. In Österreich gibt es schon bestimmte Konstellationen, in denen die Menschen sehr skeptisch sind, es gibt auch andere Momente, wo eine unglaubliche Wissenschafts- und Technologiegläubigkeit vorherrscht. Wir sind etwa relativ unkritisch gegenüber neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, wir sind dagegen

sehr kritisch, wenn es um genetisch veränderte Nahrung geht und wenn es um Kernkraft geht. Das hat kulturhistorische Wurzeln: Ein Volksbegehren gegen das Atomkraftwerk Zwentendorf, in dem sich politische und wissenschaftliche Fragen wild durchmischt haben, ein Gentechnik-Volksbegehren, das in einem ideologisch aufgeladenen und von einem Informations-Wirrwarr geprägten Klima stattgefunden hat, haben in beiden Bereichen zu einer technikkritischen Haltung geführt.

Spannend wäre, zu überlegen, wie die Entscheidungen heute vor dem Hintergrund eines spürbaren Klimawandels ausfallen würden.

Gibt es historische Momente, die zeigen, wie diese sehr ambivalente Einstellung zur Wissenschaft entstanden ist?

Wenn man Wien am Beginn des 20. Jahrhunderts betrachtet, findet man schon diese Bruchlinien. Es gab

eine verspätete Industrialisierung, es gab eine starke Sozialdemokratie, die versuchte, die Arbeitenden auf die neuen Begebenheiten vorzubereiten und umzuschulen und die von einem stark technologiepositiven Gedanken getragen war. Damals entstanden in Österreich auch die Volkshochschulen, die hierzulande eine im internationalen Vergleich überraschend hohe Qualität hatten. Ein Artikel in der Arbeiter-Zeitung beschreibt im September 1925 die Volkshochschulen als „Festungsgürtel der Volksbildung“ – zwischen der Urania und Ottakring. Es entstand die Vorstellung, dass man sich durch Bildung aus einer misslichen Lage herausziehen konnte. Gleichzeitig war aber auch der Einfluss des Kaiserreichs spürbar, das sehr konservativ und nicht gerade technologiefreundlich war. Spuren einer solchen Ambivalenz in Bezug auf Wissenschaft und Technik haben bis heute Bestand. Weshalb ich nicht von wissenschaftsskeptisch oder wissenschaftsfeindlich sprechen würde, sondern von einer tiefen historisch verwurzelten Ambivalenz in Bezug auf Wissenschaft. Die Ambivalenz besteht sogar innerhalb eines Menschen: Es gibt Leute, die vehement gegen die mRNA-Impfung sind, aber jederzeit ärztlichen Rat in Anspruch und Medikamente nehmen, weil es sie beruhigt und weil sie an die Wirksamkeit dieser Medikamente glauben.

Das Hauptargument gegen die Impfung war ja, sie sei noch nicht lange genug getestet worden. Mittlerweile wurde die Impfung mehrere Millionen Mal erfolgreich angewandt und das Argument wird immer noch angeführt. Warum?

Die Ablehnung gegenüber Wissenschaft ist durchaus sehr selektiv. Gentechnik ist sicher ein sensibles Thema. Das Anti-Impfthema würde ich nicht ausschließlich unter Wissenschaftsskepsis einreihen. Das ist so ein Stimmungshybrid – man nimmt die Politik als schwach wahr, hat das Gefühl, dass die großen Konzerne die Welt regieren, will sich und sein kleines Leben genau davor schützen. Natürlich gibt es auch

Misstrauen gegen den Impfstoff, zum Teil gefüttert durch Falschinformationen. Ich finde aber sehr spannend, dass es diese Skepsis im Umgang mit neuen Informations- und Kommunikationstechnologien überhaupt nicht gibt. Wir befragen jederzeit Dr. Google, wir haben selbstverständlich unseren Account bei X, wir sind bei TikTok. Es gibt da schon auch Kritiker, aber niemand geht deswegen auf die Straße, obwohl die Informationstechnologien und die großen Konzerne sehr wohl Daten über uns sammeln, die nicht zu unserem Nutzen verwendet werden. Aber die Medizin wird viel direkter als Eingriff in die Privatsphäre gesehen.

Hat Skepsis hauptsächlich mit Bildung zu tun?

Nein, die Skepsis gibt es in allen Schichten. Und die Argumente können auch innerhalb einer Schicht ganz unterschiedlich sein. Aus meiner eigenen Erfahrung: Gebildete Menschen lassen etwa ihre Kinder impfen, weil es die Gesellschaft so erwartet, verweigern sich aber selbst. Die Kinder würden das noch nicht entscheiden können, sie aber schon. Eine höchst verquer anmutende Logik.

Hat die Wissenschaft im Zuge der Corona-Pandemie immer eine leicht vermittelbare Rolle gespielt?

Nein. Politiker und Medien haben teilweise so getan, als hätte die Wissenschaft immer, auch in dieser außergewöhnlichen Situation, in der wir alle waren, eine Lösung parat. Das stimmt einfach nicht. Forschende haben relevante Überlegungen zur Verbreitung dieses Virus angestellt, haben experimentiert, analysiert, andere sind auf scheinbar gegensätzliche Ergebnisse gestoßen. Damit ist nur sichtbar geworden, was in der Wissenschaft täglich passiert. Nur normalerweise sieht diesen Prozess in der Öffentlichkeit niemand. In der Corona-Pandemie hat man es mitbekommen. Es war auch fahrlässig, Modellierungen von möglichen Szenarien einem Politiker mitzugeben. Da hätte es eine Art „Beipackzettel“ gebraucht: Bitte nicht

glauben, dass man diese Modellierung direkt umsetzen kann, das ist eine Worst-Case-Rechnung. Ich kann nicht beliebig Politik mit wissenschaftlichen Informationen füttern und darauf hoffen, dass sie das dann schon gut umsetzen werden.

Wir haben ein Problem und die Wissenschaft hat die Lösung: War diese Schlussfolgerung der große Irrtum der Politik?

Natürlich suchen wir in der Wissenschaft nach Antworten für ein bestimmtes Problem. Und manchmal finden wir Antworten, die wir nicht gesucht haben. Ein gewisses Zufallsprinzip, das in der Wissenschaft bestimmend ist, das man auch zulassen muss. Die Wissenschaft kann nicht Antworten auf Zuruf liefern. Das ist unsere Welt, und das bestimmt unseren Alltag. Natürlich hat man Fehler gemacht im Umgang mit Wissenschaft als Beratungsinstanz – und zwar auf allen Seiten. Eine ambivalente Haltung zur Wissenschaft kann durchaus positiv sein und zu wichtigen kritischen Fragen führen, für die es Platz geben muss. Am Beginn der Corona-Pandemie hat man aber genau das vermittelt: Die Wissenschaft sagt A und daher sagen wir alle jetzt A. Das war genauso fahrlässig. Die Politik muss Abwägungs- und Argumentationsarbeit leisten und nicht ausgewählte Experten und Expertinnen vorschieben. Und jetzt zu sagen, dass man nicht so viel auf die Wissenschaft hören soll, das ist, gelinde gesagt, erbärmlich. Und genau dort wird die angesprochene Ambivalenz klar. Man hätte nicht so viel auf die Wissenschaft hören sollen. Was soll das heißen? Herrschaftzeiten! Man hätte als Politiker handeln sollen. Und nicht eindimensional argumentieren sollen. Dann hätte es vermutlich in der Folge auch weniger Skepsis gegeben – was die Wissenschaft betrifft, aber vielleicht auch die Impfungen. —

Ulrike Felt ist Wissenschaftsforscherin, seit 1999 ist sie Professorin für Wissenschafts- und Technikforschung am gleichnamigen Institut. Sie leitete dieses neu gegründete Institut von 2004-2014 und wieder seit Oktober 2018. Von 2014-2018 war sie Dekanin der Fakultät für Sozialwissenschaften.

# Unsinn als Religion

Wie sich Fake News in der Welt verbreiten  
und was man dagegen tun könnte

„**G**lauben heißt nicht wissen.“ Wer immer diesen Satz im Alltag sagt, meint wahrscheinlich nicht glauben im religiösen Sinn, sondern „denken“, „meinen“, „hoffen“ oder „erwarten“, und schließt vernünftigerweise den Widerspruch zum Gesagten mit ein.

Morgen gibt es schönes Wetter. Das glaube ich, weiß es aber natürlich nicht, zumal ich kein Meteorologe bin. Sie, liebe Leser:innen, glauben, dass die meisten Menschen in Österreich freundlich und weltoffen sind, einige von ihnen machten eventuell eine andere Erfahrung. Ich kann es nicht wissen. Ich glaube, dass der neue Film von Martin Scorsese ein aufwühlendes Stück amerikanischer Geschichte ist, aber natürlich kann ich es nicht wissen, solange ich ihn nicht gesehen habe. Worauf ich hinaus will? Es kommt immer auf den Kontext an, was wir mit glauben meinen. Das große Problem an der hierzulande, aber auch in Deutschland grassierenden Wissenschaftsskepsis ist: Immer häufiger wird eine nicht belegte Meinung besonders emotional als „Glauben“ vermittelt und in der Diskussion als unumstößliches „Wissen“ hochstilisiert. Menschen treten an die Öffentlichkeit, erzählen Unsinn, finden über die Art, wie sie etwas sagen, Anhänger:innen. Man könnte sagen: Gläubige, doch das wäre eine Beleidigung für alle, die sich, in welcher Religion auch immer

zu Hause fühlen. Falschmeldungen werden vielfältig verbreitet – und irgendwann sagt ein möglicherweise nicht restlos aufgeklärter Mensch über wissenschaftliche Erkenntnisse: Da habe ich meine Zweifel, weil dazu habe ich schon mehrfach etwas ganz anderes gehört.

Ein Buch der Kabarettgruppe Science Busters heißt „Wer nichts weiß, muss alles glauben“. Ich würde eher sagen, wer es nicht weiß, sollte sich bei berufenen Quellen informieren. Diese sind gar nicht so leicht zu finden. Unsinn ist überall und verbreitet sich in unsicheren Zeiten – Corona, Inflation, Ukraine-Krieg, Nahost-Krieg – besonders schnell. Der Kabarettist Alex Kristan sagte einmal: Er sei schon als Kind mit Fake News konfrontiert gewesen: „Iss auf, sonst wird das Wetter morgen nicht schön! Schau nicht so viel fern, sonst kriegst du eckige Augen.“

Echte Fake News sind nicht lustig und weitaus problematischer. Bei ihrer Verbreitung spielt die Politik

eine traurige Rolle. In einer Zeit, in der ein Politiker, der eine Wahl verliert, wider besseres Wissen von Wahlbetrug redet, zum Sturm auf die Grundfesten der Demokratie anstachelt und jetzt wieder mächtigster Mann in der westlichen Welt werden will, sind Falschmeldungen aller Art besonders gefährlich. Dabei gibt es nicht nur Politiker, die wie ein Tornado agieren, es gibt auch solche, die manchmal eine unangenehme Zugluft zur falschen Zeit loslassen – und genau damit der Wissenschaftsskepsis das Wort reden. Wenn ein österreichischer Bundeskanzler zum Beispiel rückblickend auf die Corona-Pandemie von einer Expertenhörigkeit spricht, macht er nichts anderes, als die wissenschaftliche Expertise in Österreich anzugreifen, wie der Onkologe Christoph Zielinski im STANDARD schrieb. Als Politiker sollte man es eigentlich besser wissen – und auf seine Worte achten.

Warum ist es so, dass wir uns so leicht lenken lassen? Natürlich trägt die Künstliche Intelligenz (KI) einiges dazu bei. Es lässt sich oft nicht



mehr zweifelsfrei sagen, ob ein gezeigter Film echt oder ein Fake ist. Es sind aber bei weitem nicht nur Technologien, die uns täuschen. Wir lernen am leichtesten und am besten in einem vertrauten sozialen Umfeld. Das kann die Familie sein, das sind mit Sicherheit Freunde und Freundinnen, manchmal vielleicht doch auch die Schule, heutzutage aber auch Social-Media-Plattformen aller Art. Hier wird Unsinn verbreitet und sogar zu terroristischen Aktivitäten aufgerufen. In einer Welt voller militärischer Konflikte wird ein Posting zur Gefahr für viele Menschen.

Jenen, die nun „Ohne Internet war alles besser“ sagen, sei eine Geschichte aus dem 19. Jahrhundert mitgegeben. Ein Arzt im Nordwesten der USA soll laut dem Wissenschaftsmagazin *Scientific American* vor einer Raupe gewarnt haben, sie sei hochgiftig wie eine Klapperschlange. Wer gebissen werde, würde einen Krampf bekommen und schließlich sterben. Und obwohl viele Expert:innen sich über diesen Unsinn lustig

gemacht haben, war der Glaube daran unerschütterlich.

Warum glauben wir viele Dinge, obwohl es offenkundige Falschmeldungen sind? Warum lassen wir uns so schwer vom Gegenteil überzeugen? Corona sei eine Erfindung der Mächtigen, um uns einfache Leute zu drangsalieren, man schrecke vor nichts zurück, Roboterbienen würden uns mit dem gefährlichen Impfstoff angreifen. Derlei konnte man im Laufe der vergangenen drei Jahre lesen. Meist stützen sich die Autoren und Autorinnen derartiger Einträge auf Erzählungen aus ihrem Umfeld. Der Nachbar habe erzählt, dass eine Bekannte von ihm etwas gehört habe ... Anekdotisches Wissen wird gern verbreitet. Besonders schwierig wird es, wenn Menschen mit Insignien der Glaubwürdigkeit Falschinformationen verbreiten. Leute, die Doktor- oder Professorentitel im Namen tragen und über Internet oder Fernsehen Bullshit als Fakt präsentieren – und dabei nicht einmal rot werden. Experten

und Expertinnen also, denen man gern glauben würde, weil sie doch studiert haben. Ärzt:innen, Wissenschaftler:innen, Journalist:innen waren und sind darunter.

### Wem bitte soll man dann noch glauben?

Zuallererst: Es geht in den Wissenschaften nicht um Glauben, eher um die richtigen Fragen, um Ergebnisse und Erkenntnisse und den Versuch, diese erneut zu verifizieren oder zu falsifizieren. Gute Wissenschaft ist nie am Ziel, sie stellt immer Fragen, sie ist eine Methode, um der Wahrheit ein Stück näherzukommen. Natürlich kann sie auch scheitern, dann werden die Ergebnisse der Forschungsarbeit nicht publiziert. Gute Wissenschaft hinterfragt, und dabei kann und darf sie auch an in Stein gemeißelten Dingen rütteln, dort, wo die Weltsicht eine Glaubensfrage wird, muss sie das auch, um die Gesellschaft ein Stück weiterzubringen. Galileo Galilei hat das getan. Er bewies, dass sich die

Planeten des Sonnensystems um den zentralen Stern bewegen, womit er das heliozentrische Weltbild von Kopernikus bestätigte. Die kirchliche Inquisition stellte ihn unter Arrest, nachdem er ihre Ablehnung seiner Erkenntnisse verspottete, formell rehabilitiert wurde er erst in den 1990er Jahren. Zum Glück ist es heute in der westlichen Welt nicht mehr möglich, Wissenschaftler:innen einzusperren, die Machthabern widersprechen.

Wie kann man sich und seine Umwelt vor dem Glauben an falsche Nachrichten, vor Fake News und Verschwörungstheorien schützen? Im Großen und Ganzen, indem man kritische Fragen stellt, nach Quellen für Behauptungen fragt, nach zugrundeliegenden Studien und ob diese unabhängig kontrolliert wurden. Dabei sollte man stets sachlich bleiben. Ein tatsächlich schwieriges Unterfangen. Oder wie würden Sie reagieren, wenn Ihnen jemand sagt, dass die Erde flach ist? Es gibt nicht so wenige, die daran glauben. Fordern wir doch diejenigen, die daran glauben, auf, auf einen Baum zu klettern, umso weiter oben man ist, umso weiter kann man sehen. Auch das ist nur durch die Krümmung der Erde möglich.

Sie sehen also, dass wissen nichts mit glauben zu tun hat, sondern mit fragen, experimentieren, erfahren und erkennen. Das muss man im Umgang mit Fake News oder Verschwörungstheorien beachten. Eine weitere Möglichkeit wäre mehr hochqualifizierter Wissenschaftsjournalismus. Ihn zu fördern, hat in Österreich keine Tradition. Mit wenigen Ausnahmen – Ö1, STANDARD, Presse, Profil, Wiener Zeitung, ORF III – scheint Wissenschaft eine Materie zu sein, die Medienhäuser für allzu sperrig halten, um es ihrem Publikum zuzumuten. Ich darf Ihnen etwas aus meiner Vergangenheit als Wissenschaft-Ressortleiter beim STANDARD verraten: Die Geschichten haben online hervorragende Zugriffe, die Sorge um die Leser und Leserinnen ist also unbegründet.



Da seriöser Wissenschaftsjournalismus stets faktenbasiert arbeitet – zum Beispiel dank intensiver Kontakte zu Universitäten im In- und Ausland, dank Zugängen zu Fachjournalen, die Artikel ausschließlich nach Peer-Review-Verfahren publizieren –, kann er Falschmeldungen auch tatsächlich falsifizieren. Nehmen wir doch die Behauptung, ein Pferde-Entwurmungsmittel sei hervorragend zur Bekämpfung der Corona-Infektion geeignet. Ein glücklicherweise ehemaliger Minister Österreichs war davon überzeugt. In Folge war das Mittel häufig ausverkauft, seine Käufer:innen brachten sich durch die Einnahme in Lebensgefahr.

Manchmal könnte man schon ratlos werden angesichts von so viel Glauben an Unfug. Und von der schier unvergänglichen Hartnäckigkeit eines Fakes: Irgendjemand wird sich schon finden und das Entwurmungsmittel für Pferde wieder ins Spiel bringen. Und die Fakten ganz einfach unter den Tisch kehren. Oder sie abstreiten, obwohl sie tausendfach bestätigt sind. Der grüne Politiker Michel Reimon schrieb einmal auf X, als es noch Twitter hieß: „Wenn du auf Twitter schreibst, dass die Winkelsumme des Dreiecks 180 Grad beträgt, wirft dir sicher wer vor, dass du das verteidigst.“ Damit ist eigentlich vieles gesagt.

Es heißt also, nicht aufgeben, auch wenn wir Unsinn hören. Wir müssen auf allen möglichen Kanälen dafür sorgen, dass Fakten sich gegen den Glauben an Humbug durchsetzen. Wir können dazu beitragen, indem wir über die Grenzen unserer Blase schauen und sachlich argumentierend abstruse Ansichten so gut es geht entkräften. Eine große Aufgabe. Ich wünsche uns allen dabei viel Erfolg.

---

Peter Illetschko ist Wissenschaftsjournalist und arbeitet als Science Communication Manager an der St. Anna Kinderkrebsforschung. Der vorliegende Text ist die Basis für einen Vortrag, den der Autor am 29. November 2023 zum Tag der Linzer Hochschulen hielt.

# Alles Gaga oder WAS?

## Antifeministische Agitation gegen die kritische Geschlechterforschung

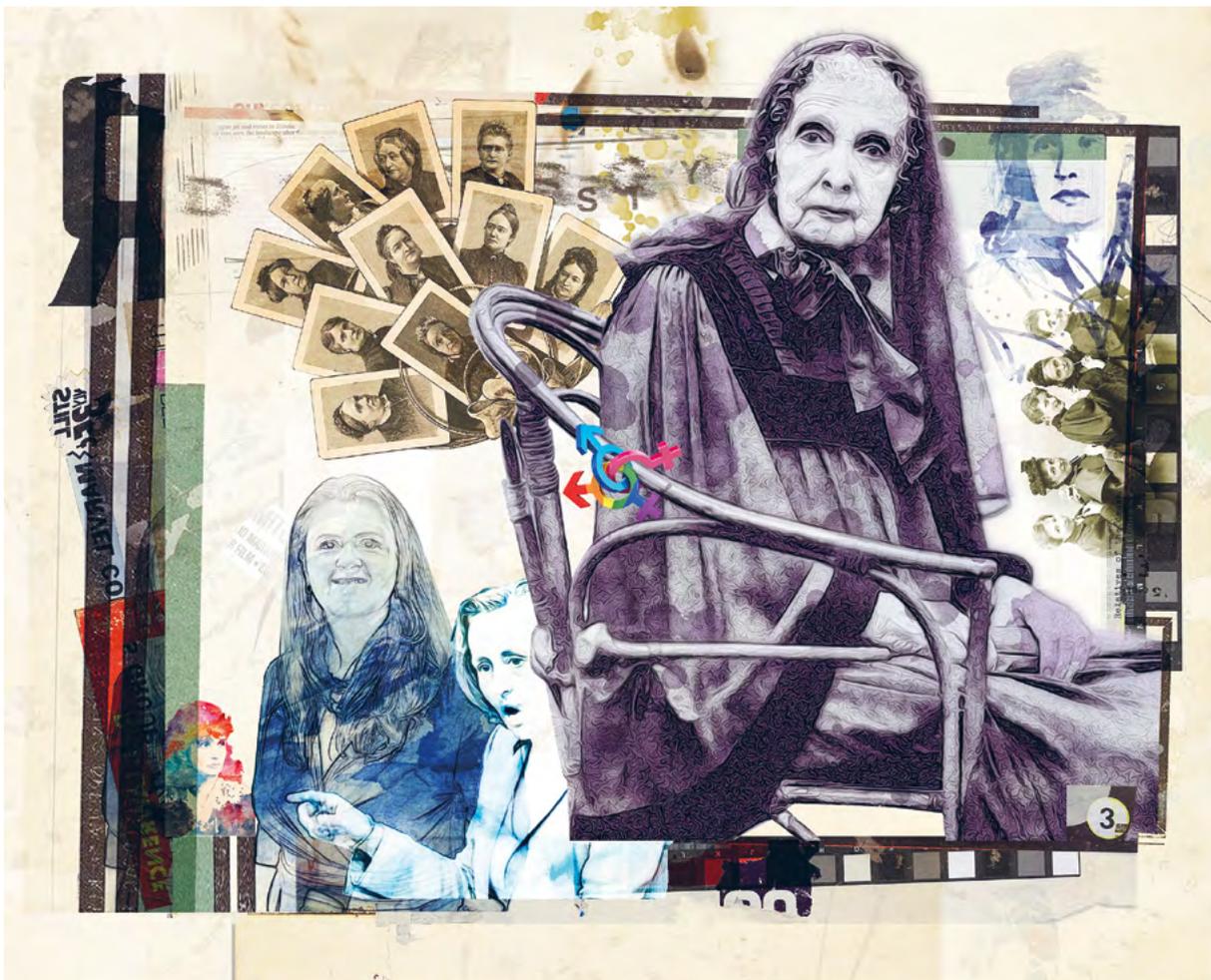
**W**enn man Birgit Kelle Glauben schenkt, dann wird die sogenannte westliche Welt von einer schrecklichen Plage heimgesucht: dem sogenannten GenderGaga. Sollten Sie bei Gaga zunächst an Freddie Mercury oder Stefani Germanotta gedacht haben, muss ich Sie leider enttäuschen. GenderGaga ist ein beliebter Kampfbegriff des organisierten Antifeminismus. Die rechtskonservative Publizistin Kelle etwa nutzt ihn prominent in ihrer 2015 erschienenen Schrift „GenderGaga. Wie eine absurde Ideologie unseren Alltag erobern will“.

Was soll GenderGaga sein? GenderGaga, das sind für Birgit Kelle und ihre Mitstreitenden eine Menge Dinge: Kindergartenkinder, die sich anders kleiden, als sie es möchten, Anti-Diskriminierung- und Gleichstellungspolitiken und die Existenz transidenter Menschen, um nur einige prominente Beispiele zu nennen. Eine besondere Abneigung hegt Kelle auch gegen die Frauen- und Geschlechterforschung, auch Gender Studies genannt. Damit ist sie nicht alleine. Ich gebe Gender Studies in die Google-Suchmaske ein. „Sind Gender Studies wissenschaftlich?“, ist das erste Ergebnis, das der Algorithmus mir vorschlägt. Ich erweitere die Recherche und google andere Fachrichtungen: Soziologie,

Mathematik, Sportwissenschaften. Augenblicklich erscheinen Angaben zu dem jeweiligen Fach, der Dauer des Studiums, klassischen Arbeitsbereichen und Karriereaussichten auf meinem Display. Die Ergebnisse der Suche heben sich merklich von der vorausgegangen ab. Sie suggerieren: Gender Studies sind keine wissenschaftliche Disziplin (wie andere).

Doch was sind Gender Studies überhaupt? Bevor wir uns wieder Frau Kelle und ihrem Gaga zuwenden, sollten wir uns der Beantwortung dieser Frage widmen. Die Antwort ist fast ernüchternd und bedauerlicherweise spielen ikonische Popgrößen und Gaga erneut keine tragende Rolle.

Die Frauen- und Geschlechterforschung ist ein historisch gewachsenes, interdisziplinäres Projekt, das sich erst in den letzten Jahrzehnten als eigene Fachrichtung etabliert hat. Im frühneuzeitlichen Europa bedurften Universitätsgründungen der Zustimmung der jeweiligen Landesherren und des Papstes. Europäische Universitäten waren für Jahrhunderte eine reine Männerwelt. Frauen wie die italienische Philosophin und Physikerin Laura Bassi, die 1733 als erste Professorin Europas an die Universität Bologna berufen wurde, stellten eine Ausnahme dar. Die ordentliche Zulassung zum Studium musste von Frauen und anderen marginalisierten Gruppen wie rassifizierten Menschen



weltweit erst erkämpft werden. Im deutschsprachigen Raum war die Schweiz das erste Land, welches das sogenannte Frauenstudium ab 1865 ermöglichte. Ein Jahr später wurden Frauen auch in der Habsburger Doppelmonarchie in Teilen zum Studium zugelassen. In Preußen war die reguläre Immatrikulation für Frauen mit einer Gesetzesänderung ab 1908 möglich. Institute verweigerten Frauen jedoch jahrelang weiterhin den Zugang, und der Ausschluss von Vorlesungen war eine gängige Praxis. Während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurden zudem viele Frauen in Deutschland und Österreich gegen ihren Willen aus dem Wissenschaftsbetrieb entlassen. Der Ausschluss von Frauen und anderen marginalisierten Gruppen war jedoch keinesfalls ein europäisches Phänomen. Die US-amerikanische Ivy-League-Universität Yale ließ zum Beispiel erst 1969 die ersten Studentinnen zu.

Die späten 1960er und 1970er Jahre waren weltweit eine Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs. Neben der Antikriegsbewegung, der schwarzen Bürgerrechtsbewegung in den USA und Befreiungskämpfen kolonisierter Menschen formierten sich auch studentische Reformbewegungen an den Universitäten. Die Frauenhochschulbewegung entstand aus der „Studentenbewegung“ heraus, entwickelte sich aber unabhängig von und teilweise in Opposition zu dieser, da sie der Ansicht waren, die besondere Situation von Frauen werde von dieser nicht ausreichend berücksichtigt. Die Beteiligten kritisierten sowohl die Organisation der Hochschulen, die Frauen weiterhin strukturell benachteiligten, als auch die Wissensproduktion selbst, die Männlichkeit jahrhundertlang weitestgehend ungestört mit Menschlichkeit gleichgesetzt hatte. Die Aktivistinnen brachten ihre Überlegungen auch in die eigene Forschung ein. Dies war in gewisser

Weise der Beginn der kritischen Geschlechterforschung.

Die Versuche, der männlichen Vormachtstellung zu begegnen, sahen jedoch unterschiedlich aus. Während einige Wissenschaftlerinnen nach einer genuin weiblichen Perspektive suchten, die sie einem männlichen Blick in ihren Disziplinen entgegenstellen wollten, forderten andere Forschende die Infragestellung von Geschlecht selbst und der Annahme, es sei ahistorisch, ein reines biologisches Faktum und damit schicksalsweisend. Sie forderten, Vorstellungen von Geschlecht in ihrem jeweiligen historischen und gesellschaftlichen Kontext zu betrachten, anstatt es als gegeben hinzunehmen.

Der Begriff Gender ist aus dem Englischen entliehen und betont diese soziale Dimension von Geschlecht. Diese unterschiedlichen Denktraditionen prägen die Forschung bis heute und

spiegeln sich auch in aktivistischen Debatten. Die deutsche Bezeichnung Frauen- und Geschlechterforschung verweist auf das Spannungsverhältnis. Mit der dritten feministischen Welle setzte sich in Deutschland aber auch die Bezeichnung Gender Studies durch. Ich habe mich dazu entschieden, in diesem Text die Begriffe Geschlechterforschung und Gender Studies wie Synonyme zu behandeln.

Ende der 1980er Jahre hatten sich in vielen Disziplinen kritische Ansätze zur Erforschung von Geschlechtern und Geschlechterverhältnissen etabliert und sich inhaltlich weiter ausdifferenziert. Auch wenn die Geschichts-, Sozial- und Rechtswissenschaften prominente Ansätze lieferten, wäre es falsch, die Geschlechterforschung darauf zu reduzieren. So gibt und gab es immer auch Forschende in den Naturwissenschaften, die zur Geschlechterforschung beitrugen, wie die US-amerikanische Biologin Ruth Hubbard. Allerdings fehlte es im deutschsprachigen Raum vielerorts weiterhin an inneruniversitärer Infrastruktur, die die Bemühungen der unterschiedlichen Fachrichtungen und Ansätze miteinander verbunden hätte. An der Universität Wien wurde deswegen 1993 die „Interuniversitäre Koordinationsstelle für Frauenforschung und Frauenstudien Wien“ gegründet, Vorläufer des heutigen Referats Genderforschung. Im Wintersemester 1997/1998 entstanden an der Humboldt Universität zu Berlin und der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg die ersten Studiengänge, die sich im deutschsprachigen Raum explizit mit kritischer Geschlechterforschung auseinandersetzten. In den letzten Jahrzehnten ist die Disziplin langsam gewachsen. Allerdings ist Frauen- und Geschlechterforschung weiterhin eine relativ kleine und ressourcenarme Disziplin. Laut dem Portal „Datensammlungen Geschlechterforschung der Datenbank des Margherita-von-Brentano-Zentrums“ verfügten im Sommersemester 2023 173 Professuren an deutschen Hochschulen über eine Voll- oder Teildomination in der Frauen- und/oder Geschlechterforschung. Dies entspricht einem Anteil von 0,3 Prozent.

Zum Vergleich: 2022 gab es nach Angaben des Statistischen Bundesamtes der Bundesrepublik beispielsweise 6.529 Professuren für Naturwissenschaften und Mathematik und 13.145 für Bauingenieurwesen. In Österreich bestehen aktuell 22 Professuren im Bereich der kritischen Geschlechterforschung. Dies entspricht einem Anteil von 0,4 Prozent. In der Schweiz gibt es sechs Professuren auf dem Gebiet.

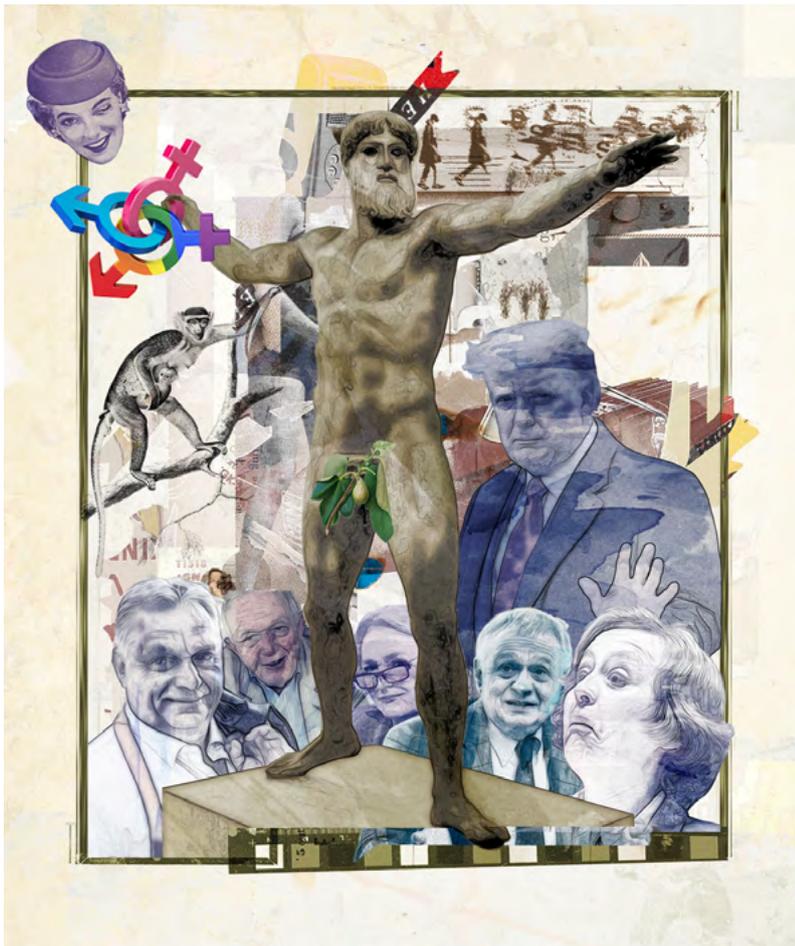
Es würde mich nicht überraschen, wenn Sie den Anteil der Gender Studies an der Gesamtwissenschaft deutlich höher eingeschätzt hätten. Das kommt nicht von ungefähr. Teil der erfolgreichen, antifeministischen Agitation gegen die Frauen- und Geschlechterforschung ist eine verzerrte Darstellung ihres Einflussbereichs und Umfangs. So spricht die eingangs erwähnte Birgit Kelle etwa von einer „Gender-Industrie mit Tausenden Beschäftigten“.

Es ist nach unserem Exkurs in die Wissenschaftsgeschichte nun bedauerlicherweise doch noch einmal an der Zeit, zum organisierten Antifeminismus und seinem Gaga zurückzukehren. Kritik an den Gender Studies kommt nicht ausschließlich von explizit antifeministischen Akteur:innen. Ich möchte mich hier allerdings auf diese konzentrieren, da sie meiner Ansicht eine spezifische Erzählung produzieren, die sehr einflussreich ist. Doch was ist Antifeminismus überhaupt?

Den Begriff des Antifeminismus prägte die deutsche Feministin Hedwig Dohm bereits 1902 in Anlehnung an Antisemitismus in ihrer Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Die Antifeministen“. Antifeminismus ist eine Brückennideologie, die Akteur:innen unterschiedlicher Weltanschauungen wie fundamental christliche Gruppen und säkulare Maskulist:innen lose verbindet. Gemeinsam ist antifeministischen Akteur:innen, dass sie nicht nur an ein unveränderliches Geschlecht, sondern auch an eine natürliche Geschlechterordnung glauben, die damit einhergehe, und feministische

Bestrebungen deswegen explizit ablehnen. Obwohl sie mit sogenannten Differenzfeministinnen wie Alice Schwarzer die Annahme eines vorbestimmten und unausweichlichen Geschlechts teilen, unterscheiden sie sich von Schwarzer zum Beispiel durch ihre Haltungen zu Homosexualität, die von den meisten Antifeminist:innen als pathologisch angesehen wird. Die Begründungslogiken reichen von einer strikten Interpretation religiöser Schriften bis zu verkürzten evolutionsbiologischen Darstellungen. Anders als die Antifeminist:innen, mit denen sich etwa Hedwig Dohm um 1900 auseinandersetzte, beanspruchen einige Autorinnen des zeitgenössischen Antifeminismus jedoch auch das Label „Feministin“ für sich, entleeren es jedoch inhaltlich. Diese Strategie ähnelt der rechter Populist:innen wie Donald Trump, die sich als die „wahren Demokraten“ bezeichnen, trotz traditionell antidemokratischer Positionen und Politiken. Bekannte Gesichter des organisierten Antifeminismus sind die AfD-Politikerin Beatrix von Storch und ihr Mann Sven von Storch, die katholische Aktivistin Hedwig von Beverfoerde und die selbsternannten „Männerrechtler“ Eckhard Kuhla und Gerhard Amendt.

Die antifeministische Abwertung der Gender Studies ist eingebettet in eine spezifische Erzählung, die ich am Beispiel einiger Aussagen der deutschen Hochschullehrerin Hildegard Stausberg skizzieren werde. Stausberg mokierte sich am 15. 3. 2015 in *Die Welt* über die Frauen- und Geschlechterforschung. In dem Artikel mit dem Titel „Hurra! Viele neue Jobs durch Gender-Terror“ beschreibt Stausberg angeblich das Gespräch mit einer Bekannten, deren Tochter Gender Studies studiere. Sie schreibt: „Nachdem die gesetzlich fixierte Frauenquote nun weitflächig durchgesetzt würde, sei eine noch weiter in die Tiefe gehende ‚Geschlechtergleichheit‘ das nächste große gesellschaftliche Vorhaben. So zumindest würden die Ziele des Gender-Mainstreaming an der Uni ihrer Tochter [Tochter von Stausbergs Gesprächspartnerin, Anmerkung d. A.] von den



dortigen Dozenten vermittelt – und deshalb sei diese auch so optimistisch in Bezug auf ihre Zukunft. Wenn alles so weitergeht wie bisher, könnte sie recht behalten. Denn längst hat sich unsere mächtige Gender-Lobby eine veritable Vermarktungsindustrie aufgebaut. Jedenfalls gibt es 146 entsprechende Professuren an Universitäten – plus weiteren fünfzig an Fachhochschulen“.

Wir wollen Frau Stausberg trotz ihres saloppen Tonfalls beim Wort nehmen. Stausbergs Ausführungen sind ein gutes Beispiel für die antifeministische Erzählung, in der der kritischen Geschlechterforschung eine rein funktionale Rolle als „Vermarktungsindustrie“ zugeschrieben wird. Glaubt man antifeministischen Akteur:innen wie Stausberg, dann untergräbt eine mächtige feministische, oft auch homosexuelle Lobby westliche Staaten und zwingt alle öffentlichen Institutionen zur Implementierung von Politiken, die die vermeintlich natürliche Ordnung der Welt pervertieren und wehrhafte Männer durch eine

„politische Geschlechtsumwandlung“ (Volker Zastrow) wahlweise symbolisch oder buchstäblich kastrieren. Das kann einem lachhaft vorkommen. Es ist jedoch die gleiche Begründung, mit der der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán den Gender Studies in Ungarn die Akkreditierung entzog.

Für eine Gruppe von Menschen, deren Anspruch unter anderem die Bewahrung der deutschen Sprache ist, schaffen seine Vertreter:innen eine erstaunliche Anzahl an Neologismen. Neben besagtem Gaga finden sich in den Schriften von Birgit Kelle, Volker Zastrow oder Hildegard Stausberg auch die Begriffe Gender-Wahnsinn, Gender-Fantasien, Gender-Lobby, Gender-Terror, Gender-Industrie und nicht zuletzt Gender-Ideologie. Ich bin mir sicher, wenn Sie regelmäßig konservative Tageszeitungen lesen, werden Sie weitere Gender-Neologismen finden. Rhetorisch wird mit der Unschärfe der Begrifflichkeiten gespielt und darunter eine Vielzahl unterschiedlicher Phänomene subsumiert. „Na, Sie wissen schon, worum es geht“,

scheinen Kelle und Co den Lesenden zu sagen, „alles Verrückte halt, Gedöns, Dingsbums, all things gender“. Gender ist in dieser Verwendung eigentlich ein leerer Begriff. Er steht für alles und nichts. Anti-Genderismus ist eine beliebte rhetorische Strategie antifeministischer Akteur:innen. Zugute kommen ihnen dabei auch innerfeministische Grabenkämpfe wie die kurz angerissene Debatte über die soziale Bedeutung von Geschlecht und die Abwertung und den Hass, den Schwarzer und Co. transidenten Menschen öffentlich entgegenbringen.

Wir haben in Deutschland und Österreich eine lange Tradition des gesellschaftlichen Ausschlusses, nicht nur von Frauen, auch von queeren Menschen, von Menschen, die von Antisemitismus, Antisemitismus und Rassismus betroffen sind. In der antifeministischen Selbstdarstellung kämpfen mutige Traditionalist:innen gegen eine „übermächtige Gender-Lobby“, die ihnen das Wort verbietet. Bedenkt man, dass Stausberg lange Zeit Chefredakteurin aller Fremdsprachenprogramme der Deutschen Welle war, Amendt Soziologieprofessor, von Storch Politikerin auf deutscher Bundesebene mit solch illustren Vorfahren wie einem NS-Reichsminister und sich alle benannten Autor:innen ausführlich und andauernd äußern, scheint diese Selbststilisierung jedoch mehr als fragwürdig. Womit wir es vielmehr zu tun haben, ist eine Verkehrung historischer Realitäten und die konservative Mobilisierung gegen progressive Errungenschaften. Natürlich kann man Forschung kritisieren. Man kann es und man sollte es. Davon leben die Wissenschaften. Aber wenn Sie das nächste Mal über GenderGaga stolpern, fragen Sie sich vielleicht, was genau eigentlich kritisiert wird und von wem.

---

Fritzi M. wurde 1991 in Köln geboren und lebt in Leipzig. Sie arbeitet als Politikwissenschaftlerin und freie Autorin. Fritzi interessiert sich für Macht und Ohnmacht, Gewalt und den menschlichen Körper. Die eigene Biografie sieht sie als Ausgangspunkt des Schreibens; das Schreiben als Akt des Aufbegehrens. Schreiben ist für sie immer politisch.

# Wissen, Demokratie und Kritik in der Migrationsgesellschaft

**W**ie sollten Politik und Wissenschaft zusammenwirken und wie nicht? Eine Analyse problematischer Umgangsformen der Politik mit akademischem Wissen und der Fallstricke für Wissenschaftler\*innen am Beispiel der Migrationspolitik.

Eurobarometer-Umfragen zur Wissenschaftsskepsis zeigen für Österreich ein eher düsteres Bild. Laut einer neuen Studie des Instituts für Höhere Studien (IHS) korreliert zudem Wissenschaftsskepsis mit einer Ablehnung der Demokratie. Weiters werden in der Studie Politiker\*innen zitiert, die wissenschaftliche Ergebnisse diskreditieren und als ideologisch abwerten. Besonders im Migrationsbereich ist die Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik von Spannungen und Instrumentalisierung geprägt. In diesem Beitrag analysiere ich drei problematische Umgangsformen der Politik mit akademischem Wissen und wie wir diesen entkommen können.

## Ignoranz oder Missachtung von Fakten durch die Politik

Der renommierte Migrationsforscher Hein de Haas argumentiert in seinem neuen Buch „How Migration

Really Works“ (2023), dass wir uns zur Überwindung der Polarisierung in Migrationsfragen auf Fakten konzentrieren und die Debatte auf die Frage verlagern müssen, wie wir die Migration bestmöglich beeinflussen können. Nach Haas verbreiten Politiker\*innen nicht selten absichtlich Mythen und Unwahrheiten, um ihre politischen Ziele zu erreichen.

Einer der verbreiteten Mythen sei, so Haas, der Glaube, die Migration sei heute so hoch wie nie zuvor. Dieses Narrativ nährt den Diskurs über „Migrationskrisen“ und unterstützt Forderungen nach mehr Grenzkontrollen. In Wirklichkeit wissen wir jedoch, dass die Migrationsraten, gemessen an der Weltbevölkerung, seit Jahrzehnten relativ stabil bei etwa drei Prozent der Weltbevölkerung liegen. Ein weiterer Mythos betrifft die Vorstellung, die Grenzen seien „außer Kontrolle“. Dies erzeugt das Bild einer Invasion durch Migrant\*innen, welche die Grenzen

mit Hilfe krimineller Banden irregulär überschreiten würden. Empirische Belege zeigen jedoch, dass die überwältigende Mehrheit der Migrant\*innen legal einwandert.

Auf die Problematik der übermäßigen Betonung von „Fakten“ in Hein de Haas Analyse werde ich später eingehen. Aus seinen Ausführungen lässt sich jedoch ein erster problematischer Zugang der Politik zum Wissen identifizieren: wenn Entscheidungsträger\*innen aus machtpolitischen Gründen ihre Entscheidungen bewusst nicht auf empirische Erkenntnisse stützen, sondern die Realität verdrehen.

Dies ist nicht nur ein Problem in der Migrationspolitik. In „Post-Truth“ (2018) weist der Philosoph Lee McIntyre darauf hin, dass heutzutage viele bereit sind, grundlegende empirische Evidenz zu verleugnen, obwohl sie keinen Zugang zu anderem, besser fundiertem Wissen



haben. Diese Verleugnung basiert aber nicht auf einer grundlegenden Ablehnung von Wissenschaft oder Infragestellung der Existenz von „Fakten“. Viel eher besteht das Problem darin, dass die Menschen dazu neigen, nur den empirischen Aussagen zu glauben, die mit ihren bisherigen Überzeugungen und Ideologien übereinstimmen, alles andere wird als „Fake News“ diskreditiert. Mit anderen Worten, wir sind zunehmend bereit, die Realität unserer moralischen und politischen Vision von der Welt unterzuordnen. Dies ist, wie McIntyre betont, eine äußerst gefährliche Situation für die Demokratie.

### Missbrauch von Wissenschaft

Ein weiteres problematisches Muster zeigt sich, wenn Politiker\*innen sich zwar auf die Wissenschaft berufen, dies aber auf eine Weise tun, die auf einen Missbrauch wissenschaftlicher Terminologie hinausläuft.

Das eklatanteste Beispiel für eine solche Zweckentfremdung ist die Verwendung der Termini „Push- und Pull-Faktoren“, um unmenschliche Maßnahmen zu rechtfertigen. Denken wir nur an die Weigerung, ertrinkende Migrant\*innen im Mittelmeer zu retten. Diese Position wurde und wird mit dem Argument legitimiert, man wolle keinen „Pull-Faktor“

im Sinne des Anziehens weiterer Migrant\*innen schaffen.

Diese Art von Diskurs missbraucht die sozialwissenschaftliche Terminologie, um den Anschein von Rationalität und Objektivität zu erwecken, während gleichzeitig einschlägige Forschungsergebnisse über die eigentlichen Beweggründe für Migration ignoriert werden. Dieser Diskurs verschleiert weiters die Tatsache, dass solche politische Maßnahmen immer moralische Entscheidungen beinhalten, die normativ gerechtfertigt werden müssen. Anders gesagt: Selbst wenn das Sterbenlassen von Menschen tatsächlich dazu beitragen würde, künftige Migrationsströme abzuschrecken – wäre das ausreichend, um diese Maßnahmen damit zu rechtfertigen?

In diesem Diskurs erkennen wir ein Muster: die Aufforderung der Politik an die Wissenschaft, rational und objektiv zu sein, Debatten über wichtige normative Fragen jedoch auszusparen; eine Strategie, die eine weitere Herausforderung für die Demokratie darstellt.

### Symbolische Politik

Mit „symbolischer Politik“ sind politische Maßnahmen gemeint, die ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Erkenntnisse umgesetzt werden, weil Entscheidungsträger\*innen an

Effekten ihrer Politik nicht wirklich interessiert sind. Die Politik, die sie betreiben, ist entweder komplett ideologisch bestimmt oder sie verfolgt ein anderes Ziel als das, was sie vorgibt – zum Beispiel die Mehrheitsbevölkerung zu befriedigen, indem man Härte demonstriert.

Nehmen wir etwa das Staatsbürgerschaftsrecht. Die Frage, ob die österreichische Staatsbürgerschaft die Krönung eines gelungenen Integrationsprozesses sein soll oder ein Hebel für die Integration, wurde aus wissenschaftlicher Sicht mehrfach untersucht. Es liegen stichhaltige Forschungsergebnisse vor, die zeigen, dass Naturalisierung zu einer Verbesserung der Integration führt (siehe u. a. Hainmüller et al. 2017). Aus der empirischen Forschung wissen wir auch, dass der Zeitpunkt der Einbürgerung entscheidend ist und dass die positiven Effekte je nach Geschlecht und Herkunftsregion der Migrant\*innen variieren. Dieses Wissen spielt jedoch in der österreichischen politischen Debatte keine Rolle, weil es hier zum Teil um eine rein ideologische Position geht: Das Erlangen der Staatsbürgerschaft muss – unabhängig von ihren Effekten – grundsätzlich schwer sein.

Alle diese problematischen Beziehungsmuster zu wissenschaftlichen Erkenntnissen können wir unter dem Begriff „postfaktische Politik“

zusammenfassen. Der Philosoph Ian MacMullen (2020) vertritt die Auffassung, dass postfaktische Politik die Demokratie vor allem dann bedroht, wenn die Menschen nicht nur Informationen diskreditieren, die nicht mit ihren Überzeugungen übereinstimmen, sondern auch die Quelle dieser Informationen. Mit anderen Worten: Wenn Wissenschaftler\*innen etwas sagen, das meinen Überzeugungen widerspricht, dann diskreditiere ich nicht nur diesen Inhalt, sondern attackiere die Kreditibilität des/der Wissenschaftler\*in bzw. verliere grundsätzlich das Vertrauen in die Wissenschaft. Die empirische Behauptung und ihre Kohärenz mit meiner politischen Vision bestimmen die Vertrauenswürdigkeit der Quelle.

Wie können Wissenschaftler\*innen aber auf diese Situation reagieren? Und welche Fallstricke gilt es dabei zu vermeiden?

### Überbetonung von Fakten

Der erste Fallstrick besteht in der Vorstellung, dass die Hauptaufgabe der Wissenschaft darin besteht, unumstrittene Fakten zu liefern. Fundierte wissenschaftliche Erkenntnisse sind wichtig, aber in der Regel sind sie immer unsicher und anfechtbar. Selbst Dinge, die lange Zeit als Tatsachen oder korrekte Erklärungen für die Funktionsweise der Welt galten, können sich als falsch erweisen. Der Sinn und Zweck der Wissenschaft besteht darin, für solche Anfechtungen offen zu sein.

Dies bringt Expert\*innen in eine Situation, die Zeynep Pamuk (2021) als „das Paradoxon der wissenschaftlichen Beratung“ bezeichnet. Im Zusammenhang mit der Rolle, die Wissenschaftler\*innen während der Covid-Pandemie gespielt haben, argumentiert Pamuk, dass Expert\*innen zwischen zwei Zielen gefangen waren: Neutralität und Nützlichkeit. Einerseits sollten sie neutral sein, ehrlich über die Grenzen ihrer Erkenntnisse reden und die Unsicherheit und Mehrdeutigkeit anerkennen, die der wissenschaftlichen Wis-

sensproduktion innewohnen. Andererseits sollte ihre Expertise gerade in dieser herausfordernden Zeit der Demokratie dienlich sein. Das kann in einer Atmosphäre der ständigen Infragestellung von wissenschaftlichem Wissen und der Verbreitung von Falschinformationen mitunter auch bedeuten, dass man versucht, das Bild des „Besitzes der Fakten“ zu vermitteln, anstatt die Existenz einer eindeutigen Wahrheit zu problematisieren. Diese beiden Ziele können einander widersprechen, was die Expertinnen in ein Dilemma bringt.

### Vernachlässigung von Dilemmata

Der zweite Fallstrick für Wissenschaftler\*innen besteht in der Vernachlässigung wertebasierter Kompromisse und ethischer Dilemmata, die mit politischen Entscheidungen verbunden sind. Denn selbst wenn das Fachwissen eindeutig ist, wird es Situationen geben, in denen auch nach Berücksichtigung aller Beweise Entscheidungen getroffen werden müssen, die eine Abwägung zwischen verschiedenen Werten, Kompromissen oder sogar ethischen Dilemmata erfordern, bei denen jede Lösung zwangsläufig mit moralischen Kosten verbunden ist (Bauböck et al. 2022). Wissenschaftler\*innen dürfen nicht der Vorstellung erliegen, dass sich aus fundierten empirischen Erkenntnissen zwangsläufig klare politische Lösungen ergeben werden. Politische Entscheidungen erzeugen nicht automatisch Fakten. Alle empirischen Erkenntnisse müssen auf eine Weise interpretiert und bewertet werden, die von Natur aus politisch ist.

### Schlussfolgerung: Die Bedeutung von Kritik und Dissens

Die Rolle der Wissenschaft darf nicht nur in der Produktion von zuverlässigen und vertrauenswürdigen Erkenntnissen gesehen werden. Insbesondere die Sozialwissenschaf-

ten sind auch dazu da, bestehende Überzeugungen zu problematisieren, Erkenntnisse zu kontextualisieren und vermeintliche „Fakten“ zu interpretieren. Die Wissenschaft ist der Ort des Diskurses und des Dissens par excellence. Genau das macht sie auch so gefährlich für autoritäre Politik – man denke nur an die Vertreibung der Central European University (CEU) aus Ungarn.

Die Wissenschaften werden in autoritären Settings angefeindet, weil Wissenschaftler\*innen behaupten, jede vermeintliche Wahrheit auf der Grundlage besserer Beweise oder stichhaltigerer Argumente anfechten zu können. Die Rolle der Wissenschaft in demokratischen Gesellschaften besteht also darin, gleichzeitig der Ort des Wissens und des Strebens nach Wahrheit und der Ort der Kritik und des Widerspruchs zu sein. Mit anderen Worten: Sie muss der Ort der Neugierde, der Skepsis und der intellektuellen Freiheit sein. Nur dann kann die Wissenschaft einen echten Beitrag zur Demokratie leisten.

### Literatur:

Bauböck, Rainer, Julia Mourão Permoser and Martin Ruhs (2022). The Ethics of Migration Policy Dilemmas. *Migration Studies* 10(3): 427-441.

Hein de Haas (2023). How Migration Really Works. A Factful Guide to the Most Divisive Issue in Politics. London: Penguin Books.

Hainmueller, Jens, Dominik Hangartner und Giuseppe Pietrantuono (2017). Catalyst or Crown: Does Naturalization Promote the Long-Term Social Integration of Immigrants? *American Political Science Review* 111, Nr. 2: 256-276.

MacMullen, Ian (2020). Survey article: What is ‚Post-factual‘ politics? *The Journal of Political Philosophy* 28(1): 97-116.

McIntire, Lee (2018) Post-Truth. Boston: MIT Press.

Pamuk, Zeynep (2021). COVID-19 and the Paradox of Scientific Advice. *Perspectives on Politics* 20(2): 562-576.

Julia Mourão Permoser ist Professorin für Migration und Integration an der Universität für Weiterbildung Krems.

# Lebendige Wissenschaft

## Erfolgreiche Wissenschaftsvermittlung in Portugal – und ihre sichtbaren Folgen

Das Land mit der besten Impfquote Europas gegen das Coronavirus hat auch ein einzigartiges Programm innovativer Wissenschaftskommunikation namens *Ciência Viva*. Die Erfolge der Initiative aus dem Jahr 1996, Forschung Kindern, aber auch Erwachsenen näherzubringen, sind nach einem Vierteljahrhundert deutlich sichtbar.

Wenn es um wissenschaftliche Leistungen geht oder die Finanzierung von Forschung, dann gibt es andere und bessere europäische Länder als Portugal, die als Vorbilder dienen können. Portugal liegt mit einer Forschungsquote von gerade einmal 1,4 Prozent klar hinter Österreich (über 3,2 Prozent) und auch deutlich unter dem EU-Schnitt.

Aus Portugal kam bis jetzt nur ein einziger wissenschaftlicher Nobelpreisträger, der noch dazu besonders umstritten ist: Der Neurologe

António Egas Moniz erhielt 1949 den Medizinnobelpreis für den „therapeutischen Wert der präfrontalen Leukotomie bei gewissen Psychosen“. Die von ihm propagierte Lobotomie erwies sich als einer der großen wissenschaftlichen Irrtümer des 20. Jahrhunderts.

Doch es gibt einen Bereich, in dem Österreich und viele andere Länder Europas vom früheren Armenhaus Westeuropas etwas lernen können: In Sachen Wissenschaftsvermittlung hat Portugal in den letzten 25 Jahren

eine ziemlich einzigartige Erfolgsgeschichte vorzuweisen – mit ganz konkreten und messbaren Auswirkungen.

### Positive Folgen

Bei den naturwissenschaftlichen Pisa-Tests machte Portugal in den letzten zwei Jahrzehnten die größten Sprünge nach vorn. Bei der jüngsten Eurobarometerumfrage aus dem Vorjahr, die unter anderem die Einstellungen zur Forschung und das wissenschaftliche Wissen abfragte, belegte Portugal durchwegs Spitzenplätze. Und bei der Impfquote, die nach allen bekannten Untersuchungen stark mit dem Vertrauen der Bevölkerung in die Wissenschaft korreliert, ist das Land Europameister.

Diese Ergebnisse sind umso erstaunlicher, als Portugal vor gut zehn Jahren in einschlägigen Umfragen noch eher schlecht abschnitt: Im Jahr 2010 etwa lag in Portugal die Zustimmung zur staatlichen Förderung von Grundlagenforschung bei 60 Prozent. Das war vor Österreich (48 Prozent) der vorletzte Platz unter den damaligen EU-27.



Heute sieht die Haltung gegenüber Wissenschaft jedenfalls in Portugal deutlich besser aus, während sich in Österreich wenig verändert hat. Portugiesinnen und Portugiesen setzen im EU-Vergleich besonders hohe Erwartungen in neue Technologien wie die Gentechnik, während Österreich hier Schlusslicht ist. Und während in Österreich nur 27 Prozent der Bevölkerung der Meinung sind, dass wissenschaftliches Interesse der Jugend für den künftigen Wohlstand wichtig ist, sind es in Portugal 80 Prozent.

### Lebendige Wissenschaft

Der Schlüssel zur geringen Wissenschaftsskepsis in Portugal liegt in einem Programm namens *Ciência Viva* (deutsch: lebendige Wissenschaft), das vor genau 25 Jahren startete. Ins Leben gerufen wurde es im Jahr 1998 von José Mariano Gago, einem Teilchenphysiker, der der erste Wissenschaftsminister Portugals war.

„Diese Unterstützung durch die Politik war ganz zentral“, erinnert sich Rosalia Vargas im Gespräch mit dem STANDARD. „Wir mussten den Minister nicht von der Wichtigkeit von Wissenschaftskommunikation überzeugen“, sagt die Präsidentin von *Ciência Viva*, „sondern er hat uns gebeten, ein solches Programm auf die Beine zu stellen.“

Von Anfang an sei es vor allem darum gegangen, Schulen in die Aktivitäten einzubinden und Vernetzungen zwischen Universitäten, der Gesellschaft und den Bildungseinrichtungen herzustellen. Heute hat die nichtstaatliche und nicht-profitorientierte Organisation rund 120 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. „Um mit *Ciência Viva* Erfolg zu haben, brauchte es einen langen Atem und viel Arbeit“, sagt Vargas.

Etwa die Hälfte des Budgets stammt von der öffentlichen Hand, dazu kommen – vor allem bei der EU eingeworbene – Drittmittel. Aber man profitiert auch indirekt von der Forschungsförderung, die vorsieht,



Rosalia Vargas, Präsidentin von *Ciência Viva*  
Foto: © *Ciência Viva*.

dass ein Teil der Projektfinanzierung auch in Wissenschaftskommunikation investiert werden muss.

### Science-Center als Herzstück

Institutionelles Herzstück von *Ciência Viva* sind Science-Center, also „Wissenschaftszentren“: eine Art von modernen Forschungsmuseen mit niedriger Zugangsschwelle, die für die Besucherinnen und Besucher neben interaktiven Ausstellungen auch Laboratorien zum

angeleiteten Experimentieren und andere Formen von Mitmachforschung bieten. Während man solche Einrichtungen in Österreich an einer Hand abzählen kann, gibt es davon in Portugal mittlerweile 21, vier weitere sind in Vorbereitung.

Innovativ und für Österreich einigermmaßen undenkbar ist auch deren Organisationsform, bei der die Steuerung von oben mit Initiativen der lokalen Basis gut ausbalanciert ist: „Die Gebäude – darunter auch eine umgewidmete Kirche, ein ehemaliges Gefängnis und ein früheres Kloster – werden von den jeweiligen Gemeindeverwaltungen zur Verfügung gestellt“, sagt Ana Noronha, die Geschäftsführerin von *Ciência Viva*. „Auch die laufenden Kosten werden von den Kommunen übernommen.“ Geleitet werden die Science-Center hingegen von Lehrenden einer nahegelegenen Universität oder Hochschule, die zentral in die Aktivitäten eingebunden sind.

Die Science-Center stehen nicht nur den Schulen offen, deren Klassen dort bis zu einer Woche lang unterrichtet werden können, sondern der gesamten interessierten Öffentlichkeit. Zum dichten *Ciência-Viva*-Netzwerk gehören auch noch 237 eigene Wissenschaftsklubs in Schulen und 16 landwirtschaftliche Betriebe, wo *Ciência Viva* praxisnahe Wissensvermittlung in ländlichen Regionen betreibt.

Die Vorteile dieser engmaschigen Struktur zeigten sich einmal mehr in der Pandemie, sagt Geschäftsführerin Noronha: „Als es etwa um Informationen über Covid-19 und die Impfungen ging, konnten wir auf das *Ciência-Viva*-Netzwerk zurückgreifen, das sehr viel besser organisiert war als das der wenigen Impfgegner.“

[www.cienciaviva.pt](http://www.cienciaviva.pt)

Dieser Beitrag erschien am 10. 2. 2022 in DER STANDARD.

Klaus Taschwer, Soziologe und Buchautor, ist Wissenschaftsredakteur bei der Tageszeitung DER STANDARD.

## Bombenanschläge: Rechtsradikale als Täter?

Nach zwei Attentaten auf Roma bzw. Kroaten im Burgenland mahnt das Innenministerium die Bevölkerung zu Vorsicht. Es könnten durch aus noch weitere Bomben versteckt sein.

WIEN (mü, g. h., mcz). Jene Bombe, die in der Nacht auf Sonntag vier Roma in der Nähe von Oberwart getötet hatte, war noch gar nicht vollständig analysiert, als die Sprengstoffexperten Montag vormittag schon zum nächsten Tatort gerufen wurden.

In der südburgenländischen Gemeinde Stinatz, kaum 20 Kilometer von Oberwart entfernt, war ein Müllerarbeiter durch die Detonation einer Bombe schwer verletzt worden.

Die Ermittler sehen in den beiden Anschlägen einen unmittelbaren Zusammenhang: „Ich kann nicht an einen Zufall glauben“, meinte Michael Sika, der Generaldirektor für die Öffentliche Sicherheit, zur „Presse“. Für den Anschlag in Stinatz liegt auch bereits ein Bekennerschreiben vor: Es war gegen Mittag von einer Frau in

einem Buswartehäuschen wenige Kilometer von Stinatz entfernt gefunden worden. Im Text, der den von den Briefbombenserien bekannten

Schreiben ähnelt, wird den im Burgenland lebenden Kroaten mit dem Tod gedroht.

Im Innenministerium glaubt man, daß – ähnlich wie bei den

beiden Briefbombenserien im Dezember 1993 und im Oktober 1994 – rechtsradikale Kreise hinter den Anschlägen stehen könnten: Dafür spreche neben

dem Bekennerschreiben auch die professionelle Bauart der Bomben. Ein Laie hätte eine derart perfekte Bombe wie jene von Oberwart sicher nicht basteln können.

Welcher Sprengstoff verwendet wurde und wie die beiden Bomben exakt konstruiert waren, soll freilich erst heute, Dienstag, feststehen: Die kriminaltechnische Analyse und Spurensicherung dauere leider solange, hieß es gestern – denn man wolle nicht, daß Spuren durch allzu rasches Arbeiten verloren gingen.

Politiker aller Parteien und Bundespräsident Thomas Klestil verurteilten die beiden Bombenattentate und forderten eine restlose und rasche Aufklärung. Bundeskanzler Franz Vranitzky und Vizekanzler Erhard Busek sagten, Österreich stehe mit Abscheu und Ekel vor den Anschlägen. Der burgenländische Landeshauptmann Karl Stix sprach von einer „Wahnsinnsat“ und sagte den Hinterbliebenen der vier Roma finanzielle Hilfe zu. Die Grün-Abgeordnete Terezija Stoitsits forderte von Innenminister Franz Löschnak verstärkte Maßnahmen zum Schutz der Betroffenen. Seite 12



Oberwart trägt Trauer: Nach dem Mordanschlag auf vier Roma in der Nacht auf Sonntag ist die Erschütterung in der burgenländischen Bevölkerung allgegenwärtig. Auf den Ortstafeln der Bezirksstadt hängen schwarze Fahnen und Kränze. Photo: „Die Presse“/Harald Hofmeister

Die Presse

1995-02-07

38.285

AT/ELNA

SOMMLOK  
AK-WIEN

## Bomben gegen Minderheiten

### Rechter Terror in Österreich 1993-1996

Die erste Hälfte der 1990er Jahre war in Deutschland für Einwanderer\*innen aus der Türkei, aber auch für andere, aufgrund ihrer „Fremdheit“ minorisierte Menschen von Todesangst geprägt. In Hoyerswerda und Rostock-Lichterhagen kam es in den Jahren 1991 und 1992 zu rechtsextremen, pogromartigen Ausschreitungen gegenüber migrantischen Wohnheimen und Flüchtlingsunterkünften. Gezielte Brandanschläge rechtsradikaler Täter auf Wohnhäuser von Menschen türkischer Herkunft führten schließlich in Mölln im November 1992 und in Solingen im Mai 1993 zu insgesamt sieben Todesopfern.

Wer angesichts der schrecklichen Mordanschläge in Deutschland zu Beginn der 1990er Jahre vor dem Aufstieg und der tätlichen Gefahr rechter Ideologien auch in Österreich warnte, dem wurde entgegnet: „Bei uns werden immerhin keine Flüchtlingsheime in Brand gesteckt.“

Dabei sind im Sicherheitsbericht 1993 des Innenministeriums 17 Brandanschläge auf Flüchtlingsunterkünfte und Wohnhäuser türkischer und bosnischer Familien in Österreich festgehalten. Im Eintrag vom 15. 10. 1993 heißt es etwa wörtlich:

„Brandstiftung in einem von Gastarbeitern bewohnten Mehrfamilienhaus in Schwarzach/Bezirk Bregenz durch unbekannte Täter. Eine durch den im Hausflur entzündeten Brand in Panik geratene Frau springt aus dem Fenster und wird schwer verletzt. Vermutlich von derselben Täterschaft erfolgte ca. eine Stunde später in einem weiteren Mehrfamilienhaus in Schwarzach ein Brandanschlag gegen die Wohnung eines bosnischen Gastarbeiters. Auch dieser Brand kann von Hausbewohnern gelöscht werden.“

Rückblickend wissen wir also, dass es nur dem Zufall zu verdanken war, dass bis zu diesem Zeitpunkt nicht auch in Österreich Menschen aufgrund ihrer Herkunft zu Tode kamen. Noch nicht.

Dann kamen die Briefbomben. Am 3. Dezember 1993 explodierten in der ORF-Minderheitenredaktion in Wien und in der Pfarre Hartberg/Steiermark zwei Briefbomben und verletzten die Moderatorin Silvana Meixner und den „Flüchtlingspfarrer“ August Janisch schwer. Bis zum 6. Dezember 1993 wurden weitere acht Briefbomben

verschickt, eine davon zerfetzte die linke Hand des damaligen Wiener Bürgermeisters Helmut Zilk, der nur durch eine Notoperation gerettet werden konnte. Noch knapp sechs Monate zuvor hatte das österreichische Innenministerium selbstbewusst konstatiert, dass „die neonazistische Gefahr in Österreich gebannt sei“.<sup>[1]</sup>

Die Terrorwelle der selbst ernannten Bajuwarischen Befreiungsarmee (BBA), die sich mit dem Satz „Wir wehren uns“ explizit gegen ethnische Minderheiten und ihre Unterstützer\*innen richtete, dauerte bis 1997 an. Insgesamt 25 Briefbomben und drei Sprengfallen verletzten 13 Menschen zum Teil schwer, vier Menschen wurden ermordet. Der folgenschwerste Anschlag fand im Februar 1995 im burgenländischen Oberwart statt, bei dem vier Roma-Angehörige – Josef Simon, Karl Horvath, Erwin Horvath und Peter Sarközi – beim Versuch, eine Tafel mit der Inschrift „Roma zurück nach Indien“ zu entfernen, durch eine Sprengfalle getötet wurden.

Die Bombenserie stellte einerseits den traurigen Höhepunkt eines historisch gewachsenen, tendenziell minderheitenfeindlichen Klimas in Österreich dar. Andererseits markierten die 1980er und frühen 1990er Jahre aber auch eine Zeit, in der wichtige Errungenschaften progressiver Minderheitenpolitik realisiert werden konnten, wie etwa die Etablierung einer Minderheitenredaktion im ORF im Jahr 1989, die Anerkennung der Rom\*nja als offizielle Volksgruppe 1993 und die Errichtung einer öffentlichen zweisprachigen Volksschule in Klagenfurt/Celovec 1991.

30 Jahre nach dem Beginn der größten innenpolitisch motivierten Gewalttaten der Zweiten Republik arbeitet die **Initiative Minderheiten** an einer dokumentarischen Ausstellung zum Thema Extremismus gegen Minderheiten. Die Ausstellung hat nicht nur das Ziel, historisches Wissen zur Brief- und Rohrbombenserie und ihren Opfern zu vermitteln. Ebenso soll das politisch-gesellschaftliche Klima der 1990er Jahre veranschaulicht und seine Folgen für

die direkt betroffenen Minderheitencommunitys (darunter Rom\*nja und Sinti\*zze, Migrant\*innen, Kärntner Slowen\*innen, Burgenland-Kroat\*innen) aufgezeigt werden.

Den leitenden Gedanken für die Ausstellungskonzeption entnahmen wir einem Zitat des deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker: „Auch Einzeltäter kommen nicht aus dem Nichts“, sagte Weizsäcker auf der Trauerfeier für fünf ermordete Mädchen und Frauen in Solingen im Herbst 1993. Der österreichische „Einzeltäter“, der erst 1997 durch einen Zufall gefasst und 1999 zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt wurde (der er sich 2000 durch Suizid entzog), kam auch nicht aus dem Nichts. War der Fall mit der Verurteilung von Franz Fuchs juristisch abgeschlossen und schnell als Tat eines „verrückten Einzelnen“ abgetan, war er das politisch noch lange nicht. Denn hier hatte sich jemand „bewußt zum terroristischen Sprachrohr eines weit verbreiteten Ressentiments“<sup>[2]</sup> gegenüber Minderheiten gemacht.

Zu Beginn der 1990er Jahre hatten der Zusammenbruch der Sowjetunion, der Fall des Eisernen Vorhangs, der Jugoslawienkrieg und andere Konflikte zum Anstieg der Flüchtlingszahlen in Österreich geführt. Die Diskussion über das Asylrecht und Zuwanderung wurde immer emotionaler und aggressiver. Die menschenverachtende und zuweilen rassistische Sprache hörte man nicht nur an Stammtischen, sondern auch in den Medien und der Politik. Die Freiheitliche Partei Österreichs schürte diese Stimmung nicht nur, sie profitierte davon und startete 1993 das sogenannte Anti-Ausländervolksbegehren „Österreich zuerst“, das immerhin von 417.000 Menschen unter Angabe ihres Namens und ihrer Adresse unterschrieben wurde. Viel mehr hatten vermutlich Verständnis für die formulierten Forderungen.

Die SPÖ-ÖVP-geführte Regierung reagierte mit der Verabschiedung immer strengerer Migrations- und Asylgesetze. Die Stimmung gegen Minderheiten war jedenfalls erfolgreich verschärft. Wie kann man sonst die verhaltenen und weniger verhaltenen Sympathiebekundungen für die Ziele der BBA erklären, die bereits nach den ersten

Bomben an die Öffentlichkeit drangen? „Der Schreckschuss war notwendig“,<sup>[3]</sup> sprach eine österreichische Bürgerin auf den Anrufbeantworter der Grünen Partei, nachdem eine Briefbombe an deren Sprecherin Madeleine Petrovic abgefangen wurde. Bewohner\*innen von Hartberg äußerten in einer Ö1-Radiosendung die Meinung, dass sich Pfarrer Janisch „eh nur um Ausländer gekümmert“ habe, also brauche er sich nicht zu wundern.<sup>[4]</sup> Besonders drastisch dürften die Erfahrungen der Flüchtlingshelferin Maria Loley, Empfängerin einer Briefbombe im Herbst 1995, im niederösterreichischen Poysdorf gewesen sein. Nach dem Anschlag wurde sie noch mehr angefeindet und als „Volksschädling“ bezeichnet, so dass sie schlussendlich aus Poysdorf wegzog.

Der gesellschaftliche Kontext und Resonanzboden der Brief- und Rohrbombenserie sowie die unmittelbaren Folgen aus der Perspektive der Minderheiten werden in der Ausstellung exemplarisch anhand von drei Ereignissen verhandelt: Briefbombe an die ORF-Minderheitenredaktion im Dezember 1993; Sprengbombe vor der öffentlichen zweisprachigen Volksschule in Klagenfurt/Celovec im August 1994 und Rohrbombe in Oberwart im Februar 1995.

Diese drei Schauplätze des Terrors sind auch die Orte, an denen die Ausstellung gezeigt wird: Nach der Eröffnung im April 2024 im **Volkskunstmuseum Wien** wandert die Ausstellung im September 2024 ins **kärnten. museum** (ehemals Landesmuseum Kärnten) in Klagenfurt und schließlich im Februar 2025 – zum 30. Gedenkjahr des Mordes an vier Roma – ins **OHO, Offenes Kulturhaus Oberwart**. —

Vida Bakondy | Cornelia Kogoj | Gamze Ongan

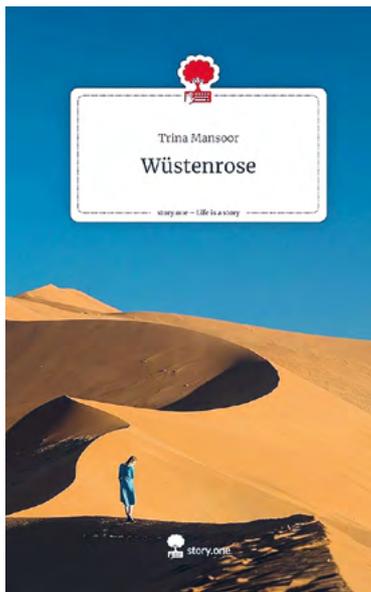


<sup>[1]</sup> Weltwoche, 9.12.1993.

<sup>[2]</sup> Josef Haslinger, Das Milieu der Mörder, Zeit 44/1997.

<sup>[3]</sup> ORF Inlandsreport, 9.12.1993.

<sup>[4]</sup> Armin Thurnher, Tischerlrücken? Falter, 49/1993, 5.



## Ein Plädoyer für Freiheit und Rechte von Frauen und Mädchen

Was sie angetrieben hat, uns ihre Lebensgeschichte in Form eines Romans zugänglich zu machen, stellt Trina Mansoor ihrem Erstlingswerk voran: „Ich möchte nicht in meiner Vergangenheit gefangen bleiben, ... also schreibe ich.“

Trina Mansoor wurde 1989 in Kabul, Afghanistan, geboren. Sie studierte Geschichte und Religionswissenschaften an der Leibniz Universität in Hannover, wo sie heute im psychosozialen Zentrum, im Netzwerk für traumatisierte Flüchtlinge (NTFN), arbeitet und afghanische zugewanderte Frauen begleitet. Ihr Debütroman „Wüstenrose“ ist im August dieses Jahres im Selbstverlag *story.one publishing* erschienen. Darin schildert die Autorin ihre Kindheit in Afghanistan, ihre Flucht nach Pakistan, ihren Umzug in die Niederlande sowie ihre Ankunft in Deutschland als junge Erwachsene. Bei den Schilderungen ihrer Kindheit wechselt Mansoor zwischen Beschreibungen des afghanischen Kriegssalltags und Erinnerungen an ihre Familie.

Der Roman baut auf Kindheits-erinnerungen auf und ist durchgehend im dokumentarischen Stil verfasst. Den jeweiligen Kapiteln sind Gedichte vorangestellt, die einen abwechslungsreichen Lesefluss und eine weitere Rezeptionsebene erzeugen. Die einzelnen Episoden, die das Leben in Afghanistan aus der Kindheitsperspektive beschreiben, sind chronologisch aufgebaut und folgen unterschiedlichen Lebensstationen der Ich-Erzählerin. Mansoor beschreibt nicht nur die inneren Zustände der Protagonistin auf scharfsinnige Weise, sondern auch die gesellschaftlichen Verhältnisse in Afghanistan während des Bürgerkriegs und unter der Herrschaft der Taliban.

Die Kindheits-erinnerungen der Autorin zeugen zugleich von einer Unterdrückungsherrschaft, unter der vor allem Frauen und Mädchen gelitten haben, aber auch von einer Zeit, die, aus einer westlichen Perspektive betrachtet, vergessen scheint:

als Frauen und Mädchen freien Zugang zu Bildung hatten und weitestgehend die gleichen Berufe ausüben konnten wie Männer. In dieser Erinnerungsarbeit nimmt die Mutter der Ich-Erzählerin eine zentrale Rolle ein. Sie wird beschrieben als Frau, die gerne Make-up trug, sich die Fingernägel lackierte und „Mini-jupe liebte“. Aber auch als Lehrerin, die sich während des Krieges für den Zugang zu Bildung von Frauen und Mädchen engagierte und diese heimlich unterrichtete. Und die sich auf offener Straße den strengen Anforderungen widersetzte und den Tschador offen trug. Die Beschreibungen der Mutter sind speziell und prototypisch zugleich. Sie wird zur eigentlichen Heldin der Erzählung. An dieser Stelle möchte man die Autorin dazu ermutigen, mehr über die Figur der Mutter zu schreiben, über die wir von einer vergessenen Geschichte Afghanistans erfahren.

„Wüstenrose“ ist auch ein Plädoyer für Freiheit und Rechte von Frauen und Mädchen. Denn was die Leser\*innen von der Ich-Erzählerin erfahren, sind lebensgeschichtliche Momente, die von Unterdrückung, Krieg, Flucht und schmerzhaften Verlusten zeugen, aber auch vom unermüdlchen Überlebenskampf einer jungen afghanischen Frau. Mansoors Debüt stellt somit auch ein bedeutendes literarisches Zeugnis über die Zustände in Afghanistan dar und ist zugleich eine poetische und ergreifende Solidaritätsbekundung mit afghanischen Frauen und Mädchen. Mit dem Titel des ersten Gedichts „Den afghanischen Frauen“ veranschaulicht die Autorin dies auch gleich zu Beginn der Lektüre: Die Identifikation mit einer Wüstenrose, einer sensiblen Blume, die unter schwersten Bedingungen überleben kann, veranschaulicht zugleich die

schwierigen Lebensumstände sowie den Überlebenskampf und -willen der Ich-Erzählerin.

Die Beschreibung ihrer Lebensgeschichte beeindruckt unter anderem auch aufgrund der Kunstfertigkeit der Autorin, zwischen Poesie und Dokumentarischem zu wechseln. Jedes der Gedichte kann als poetischer Kommentar zu darauffolgenden Schilderungen gelesen oder als eigenständiges Werk rezipiert werden.

Was Trina Mansoor schreibt, ist politisch und persönlich zugleich. Es ist eine Emanzipationsgeschichte einer jungen afghanischen Frau und somit vielmehr als ein therapeutisch-literarischer Versuch, die eigenen chaotischen und traumatischen Kindheits-erinnerungen qua Literatur zu ordnen und zu verarbeiten. Die Schilderungen der gesellschaftspolitischen Verhältnisse in Afghanistan der 1990er Jahre, die auf erschreckende Weise den heutigen ähneln, unterstreichen die Aktualität und Wichtigkeit des Buches. Wir erfahren von der Kontinuität der Unterdrückung von Frauen und Mädchen, aber auch von fortwährendem Kampf um Gleichberechtigung und Freiheit. Nicht nur deswegen lässt sich Mansoors Roman als feministische Erinnerungsarbeit verstehen, die Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart schlägt, sondern auch weil sie an eine Zeit in Afghanistan erinnert, als Frauen und Mädchen mehr Rechte hatten und freier waren. „Wüstenrose“ liest sich somit auch als Appell zur bedingungslosen Solidarität mit allen Frauen und Mädchen in Afghanistan. —

Darija Davidovic

Wüstenrose.  
Von Trina Mansoor.  
story.one publishing 2023  
80 Seiten; EUR 18,-  
ISBN: 978-3-7108-5595-5

# Utopie des Lokalen versus Exklusionsgesellschaft

Inspirierende Einblicke und differenzierte Analysen zu Initiativen, Strategien und Möglichkeitsräumen zur Unterstützung prekärer Migrant\*innen schärfen das Verständnis der komplexen Rolle der lokalen Ebene im Kampf gegen Unsicherheit, Entrechtung und für Zusammenhalt.

Im aktuellen Kontext der Verschärfung bis hin zur Verrohung migrationspolitischer Diskurse auf nationaler und – aktuell besonders merklich – auf EU-Ebene bietet das Lokale mehr als nur einen willkommenen Fluchtpunkt. Es ist, zumindest potenziell, ein widerständiger und innovativer Raum, um alternative Möglichkeiten im Umgang und gemeinsam mit aufenthaltsrechtlich prekarierten Personen zu schaffen. Nicht zuletzt auch, weil (pragmatische) Lösungen für komplexe Phänomene wie Aufenthaltsprekarität und deren individuelle und gesellschaftliche Folgen ‚vor Ort‘ geschaffen werden müssen.

Der Sammelband nimmt verschiedene lokale Antworten auf aufenthaltsrechtliche Prekarität in den Blick und verbindet empirische Beiträge aus qualitativer Forschung und vielfältiger Praxis mit konzeptionellen Beiträgen und der Analyse politischer Strukturen und individueller Lebensverhältnisse. Dabei folgt er einem dreiteiligen Aufbau: Der erste Teil basiert auf den Forschungsergebnissen der LoReMi-Studie,<sup>[1]</sup> die als Grundlage für das Buch dient. Im zweiten Teil erweitern themenverwandte wissenschaftliche Beiträge den Blick und vertiefen die Bedeutung der Forschungsergebnisse in verwandten Debatten. Der dritte Teil rückt die Perspektiven von Praktiker\*innen ins Zentrum und macht die Vielfalt von Strukturen, Ansätzen und Herausforderungen im konkreten Kontext sichtbar.

Mit Fokus auf die Städte Frankfurt am Main, Wien und Cardiff, erweitert durch Einblicke in Hamburg und Zürich, werden in den insgesamt 17 Beiträgen Momente der (selektiven) Inklusion von Nicht-Staatsbürger\*innen im Lokalen erkundet. Neben dem

Hauptaugenmerk auf den Zugang von Betroffenen zu Gesundheitsversorgung sowie Unterbringung und Bildung werfen einzelne Beiträge auch einen Blick auf Initiativen zur Stärkung gesellschaftlicher Partizipation auf lokalpolitischer Ebene und auf Arbeitskämpfe. Dabei wird auch das Verhältnis vorhandener (lokalpolitischer und zivilgesellschaftlicher) Unterstützungsstrukturen zu unterschiedlichen stadtpolitischen Framings unter die Lupe genommen – wie etwa ‚Menschenrechtsstadt‘ oder ‚Sanctuary City‘ – und deren Einfluss auf Möglichkeitsräume und -begrenzungen im Umgang mit Migrant\*innen in einer prekären Aufenthaltssituation. Der Einblick in verschiedene Felder und Akteur\*innen veranschaulicht nicht nur, wie breit das Spektrum lokaler Antworten ist. Auch die Gleichzeitigkeit und Ambivalenz vorhandener Inklusions- und Exklusionsprozesse wird dabei deutlich, ebenso wie ihre Komplexität, Fragmentiertheit und die Spannungen innerhalb der lokalen Strukturen und Angebote, die Momente der Inklusion schaffen, Grenzen bearbeiten, aber auch neue Grenzen ziehen.

Bemerkenswert ist außerdem der zentrale Begriff der „Aufenthaltsprekarität“, mit dem die Herausgeber\*innen und das LoReMi-Projekt einen schwierigen Spagat bei der Verwendung von Begrifflichkeiten im Kontext multidimensionaler Marginalisierung von Nicht-Staatsbürger\*innen schaffen. Sie gehen damit über den oft einseitigen Fokus auf das Haben oder Nicht-Haben einer rechtlichen Erlaubnis hinaus, d. h. über die Frage, ob sich eine Person in einem konkreten Moment auf einem Staatsgebiet aufhalten darf oder nicht. Denn dieses relativ reduktionistische Verständnis

von sogenannter „Irregularität“ kann die reale Vielschichtigkeit von Unsicherheit und Ungleichheit in der (post-)migrantisches Gesellschaft im Dickicht temporärer, konditionaler und rechtsstratifizierender Aufenthaltstitel nicht greifen. In mehreren Beiträgen lässt sich zudem erkennen, inwiefern die Autor\*innengemeinschaft die Erfahrung von Betroffenen als zentralen Ausgangspunkt für ihre Analysen und Bewertungen dieser Prekarität und lokaler Antworten darauf setzt.

Der Sammelband verhandelt die Potenziale von lokalen Initiativen und Praktiken, ohne die Grenzen und Widersprüche im lokalen Handeln unsichtbar zu machen oder die lokale Ebene als solche zu romantisieren. Die Beiträge bereichern einen differenzierten Diskurs und liefern vielfältige, spannende und notwendige Einblicke in einer kaum überblickbaren Landschaft der Intervention und des Zusammenwirkens verschiedener lokaler Akteur\*innen auf die Lebensverhältnisse von prekären Migrant\*innen in Europa.

Theresa Schütze



Lokale Antworten auf aufenthaltsrechtliche Prekarität.  
Zugänge zu Gesundheitsversorgung, Unterbringung und Bildung.  
Von: Ilker Ataç, Simon Güntner, Adrienne Homberger, Maren Kirchoff (Hg.).  
Opladen Berlin Toronto: Barbara Budrich Verlag 2023.  
281 Seiten; EUR 43,20  
ISBN: 978-3-8474-2722-3

Im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit.  
[doi.org/10.3224/84742722](https://doi.org/10.3224/84742722)

<sup>[1]</sup> „Lokale Antworten auf Migrant\*innen mit prekärem Aufenthaltsstatus in Europa“ – ein Verbundprojekt der Hochschule Fulda, der University of Oxford und der TU Wien.

# Über Zeitgerechtigkeit

## Für die Umverteilung einer zentralen Ressource

In ihrem Buch „Alle Zeit. Eine Frage von Macht und Freiheit“ beschreibt die Journalistin Teresa Bücker, warum Zeit ungerecht verteilt ist, und macht Vorschläge, wie eine neue und gerechtere Zeitkultur aussehen könnte. Anhand ihrer Analysen und Vorschläge diskutierten Maike Cram und Lilian Häge, Radio-Stimme-Redakteurinnen, mit Theresa Ekpa, Wirtschaftswissenschaftlerin und Projektkoordinatorin für Frauenförderung, über Arbeit, Care und Machtverhältnisse – eine Zusammenfassung.

Wer kennt es nicht, das Gefühl, nie genug Zeit zu haben, die Zeit festhalten zu wollen, besser managen zu müssen? Nach der Arbeit und vor dem Einkauf noch kurz ins Fitnessstudio, noch schnell den einen Artikel parallel lesen, den wir morgen für das Meeting brauchen, nachdem die Kinder zur Schule gebracht sind ... Wem die To-Do-Listen über den Kopf wachsen, der bekommt leicht das Gefühl, mit seiner Zeit irgendetwas falsch zu machen, besser damit umgehen zu müssen. Immerhin schaffen das die anderen auch, oder? Dabei ist Zeitmangel kein individuelles Gefühl, sondern ein Effekt der sogenannten Leistungsgesellschaft – und eine strukturelle Ungleichheit, die unserer Gesellschaftsordnung zugrunde liegt.

Zeit zu haben, wird als wertvoller Aspekt des Lebens wahrgenommen, in dem persönliche Bedürfnisse genug Platz haben und selbstbestimmte Entscheidungen getroffen werden können. Dieses Privileg ist jedoch nur wenigen zugänglich, was zu einem kulturellen Machtgefälle führt. Das Gefühl des Zeitdrucks ist mit der gesellschaftlichen Betonung der Optimierung der Zeiteffizienz verflochten und verwandelt sie in ein Statussymbol. Verschärft wird dieses Phänomen durch Darstellungen in den sozialen Medien, die einen vermeintlich idealen Tagesablauf darstellen, in dem der Alltag nicht nur effizient, sondern auch besonders aufregend ist.



### Intersektionale Perspektive

Konzepte von Zeit und Ungleichheit sind in verschiedenen Wissensgebieten wie Soziologie, Ökonomie und Philosophie zu finden und betreffen viele Bereiche grundlegender politischer Auseinandersetzungen. Die Zusammenhänge zwischen Zeitarmut und gesellschaftlichen Strukturen, die Ungleichheit erzeugen, werden in einer Gesellschaftsordnung, die hohen Leistungsdruck erzeugt,

immer relevanter. Zeitarmut resultiert dabei aus der Kombination verschiedener Faktoren wie z. B. anspruchsvollen Arbeitszeiten, Betreuungspflichten oder mangelndem Zugang zu Freizeit. In diesem Zusammenhang drehen sich Diskussionen über Zeit und Gleichberechtigung oft darum, dass manche Individuen oder soziale Gruppen mehr Zeit und Freizeit haben als andere, was zu Ungleichheiten bei Chancen und Wohlbefinden führt. Personen mit höherem Einkommen

haben oft mehr Möglichkeiten, Zeit zu sparen, indem sie Aufgaben auslagern oder Dienstleistungen kaufen. Menschen mit geringerem Einkommen müssen mehr Zeit für Arbeit oder Betreuungspflichten aufwenden. Ihnen werden z. B. auch längere Arbeitswege oder Spät- und Frühschichten zugemutet. Wer mehr Kontrolle über seine Arbeitszeiten hat oder sich Dienstleistungen wie Kinderbetreuung leisten kann, hat möglicherweise eine bessere Work-Life-Balance. Wem diese Ressourcen fehlen, dem fällt es schwer, Arbeits- und Privatleben in Einklang zu bringen.

Der Zugang zu Bildung ist ein weiterer wichtiger Faktor. Diejenigen, die Zugang zu Bildung haben und ihre Zeit für das Studium und den Aufbau von Fähigkeiten aufwenden können, haben oft bessere Chancen, ihre wirtschaftliche und soziale Stellung zu verbessern – und sich in der Folge mehr Unterstützung in der Organisation ihrer Zeit zu leisten.

Somit wird auch deutlich, dass Diskussionen über Zeitgerechtigkeit intersektional geführt werden müssen. Ungleichheiten aufgrund von ethnischer Zugehörigkeit, Herkunft, Geschlecht, Behinderung oder anderen Faktoren verschärfen auch die Zeitarmut und beeinträchtigen unterschiedliche Aspekte des Lebens. Progressive Maßnahmen wie kürzere Arbeitszeiten, gerechtere Verteilung von Elternzeiten, Mindestlöhne und

Kollektivverträge sowie soziale Sicherheitsnetze tragen wesentlich dazu bei, nicht nur Geld, sondern auch Zeit besser zu verteilen. Nicht zu unterschätzen ist auch der Einfluss kultureller Normen darauf, wie und womit Zeit verbracht wird. Traditionelle Geschlechterrollen bestimmen oft, wie Menschen ihre Zeit einteilen, Stichwort Ungleichheiten bei Haushalts- und Betreuungspflichten. Normative Vorstellungen in der neoliberalen kapitalistischen Gesellschaftsordnung kolportieren die Erwartung, dass Überstunden und völlige Hingabe an die Erwerbsarbeit Voraussetzungen für ein erfolgreiches Arbeitsleben sind.

### Eine Frage von Macht und Freiheit

Teresa Bücker beschreibt in ihrem Buch „Alle\_Zeit. Eine Frage von Macht und Freiheit“ (2022),<sup>[1]</sup> dass sich die Fragen der Zeitgerechtigkeit in der Verteilung der Ressource Zeit stellen, wie ihr Wert quantifiziert wird und wie sie nutzbar und erfahren werden kann.

Daher sollte jede Vision für eine neue Zeitkultur nicht nur die Machtstrukturen benennen, die für die ungleiche Verteilung der Zeit verantwortlich sind, sondern auch an ihrer Neukonfiguration mitwirken.

Im ersten Teil des Buches geht Teresa Bücker auf die strukturellen Grundlagen ein, die zur ungleichen Verteilung der Zeiteresourcen führen, und beleuchtet die daraus resultierenden Probleme. Aufbauend auf diesen Grundlagen werden in den folgenden Kapiteln weitere Bereiche untersucht, darunter Beschäftigung, Pflege, Freizeit und politisches Engagement. Abschließend präsentiert die Autorin ihre Vision für einen zeitgemäßen Kulturwandel. In den Industrienationen zeichnet sich ein Paradoxon ab, das durch eine steigende Lebenserwartung bei gleichzeitig wachsender Wahrnehmung von Zeitknappheit gekennzeichnet ist. Bücker plädiert in diesem Zusammenhang für eine Abkehr von der ausschließlichen Fokussierung auf Erwerbstätigkeit und für die Umverteilung

von Betreuungsaufgaben: „Eine gerechte Gesellschaft muss vom Fundament des menschlichen Zusammenlebens aus gedacht werden: von den Sorgebeziehungen.“<sup>[2]</sup>

Was mit dem Zeitmangel auch einhergehe, sei die Unmöglichkeit, sich in politische Prozesse einzubringen. Zeitknappheit behindert politisches Engagement und führt zur Schwächung von demokratischen Strukturen. Insbesondere davon betroffen sind zivilgesellschaftliche Strukturen, die wertvolle Dienstleistungen zur Verfügung stellen, aber aufgrund ihrer Ausrichtung auf das Gemeinwohl auf ehrenamtliches Engagement angewiesen sind, wie z. B. Rettungsorganisationen oder kulturelle Vereine. Sie schlussfolgert, dass eine ungleiche Zeitverteilung bestimmte Bevölkerungsgruppen effektiv entmündigt und ihr Engagement in demokratischen Auseinandersetzungen beschneidet.

„Auszeiten, Nachdenkzeiten, Zeiten für Freund\_innen, Care-Zeiten oder Familienzeiten, Zeit, um Gefühle zu spüren und auszuhalten, Zeit für Genesung, Zeit für Kultur, Ehrenämter und politisches Engagement, offe-

ne und unverplante Zeiten – all das sind produktive Zeiten, nur nicht im Sinne direkter wirtschaftlicher Wertschöpfung. Sie bringen Dinge hervor. Sie sind der Stoff, aus dem unsere Freiheit besteht. Sie müssen nicht verdient werden, sie stehen uns zu.“<sup>[3]</sup>

Gerechtigkeit bei der Verteilung von Zeit herzustellen, ist eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung. Politische Initiativen, die dem Einzelnen mehr Autonomie bei der Zeiteinteilung einräumen, könnten Maßnahmen wie die Abschaffung von Altersbeschränkungen bei der Bildungsförderung, die Ausweitung von Weiterbildungsmöglichkeiten und Freiwilligendiensten, eine faire Vergütung für diese Aktivitäten oder die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens sein.

Teresa Bückers Buch zeichnet letztlich aus, dass es der Autorin gelungen ist, verschiedene Debatten über die Kategorie der Zeitgerechtigkeit zusammenzuführen. Aus intersektionaler Perspektive hat sie damit einen effektiven Hebel benannt, um demokratische Strukturen zu stärken und der (Selbst-) Ausbeutung im Kapitalismus den Kampf anzusagen.

Melanie Konrad ist Kulturwissenschaftlerin und Redakteurin bei Radio Stimme.

<sup>[1]</sup> Teresa Bücker, *Alle\_Zeit: Eine Frage von Macht und Freiheit*. Wie eine radikal neue, sozial gerechtere Zeitkultur aussehen kann, Berlin: Ullstein 2022.

<sup>[2]</sup> Ebd., S. 179.

<sup>[3]</sup> Ebd., S. 189.

Die Sendung „Alle\_Zeit“ wurde am 18. April 2023 auf Radio Orange ausgestrahlt und ist unter [www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at) abrufbar.



das politische magazin  
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet  
[www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at)

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Oberpullendorf	Radio OP

**RADIO STIMME**  
DIE SENDUNG FÜR KOPFHÖRER\_INNEN

## Das neue Gesicht der Rechten

Die neuen Inhalte des Rechtsextremismus rücken ihn immer mehr in die gesellschaftliche Mitte. Zu seinen klassischen Erkennungszeichen wie Fremdenfeindlichkeit und antidemokratische Haltungen gesellen sich neben Verschwörungsmythen auch Antifeminismus, Natur- und Tierschutz sowie soziales Engagement – für „unsere Leute“. Moderne Rechtsextreme sind folglich schwer als solche zu erkennen. Ein Schwerpunkt liegt zu qualitativen und quantitativen Entwicklungstendenzen rechter Ideologien.

# stimme Abonnieren!



Bitte zögern Sie nicht

- ▶ **STIMME** zu abonnieren und Abos zu verschenken,
- ▶ förderndes Mitglied der **INITIATIVE MINDERHEITEN** zu werden,
- ▶ zu spenden.

Damit sich die **INITIATIVE MINDERHEITEN** und die **STIMME** – das einzige minderheitenübergreifende Magazin in Österreich – auch in Zukunft für die Stärkung von Minderheitenrechten einsetzen können.

	EUR
Jahresabo <b>STIMME</b>	20,-
Zweijahresabo <b>STIMME</b>	38,-
Jahresabo international	30,-
Zweijahresabo international	58,-
Mitgliedschaft Jahresbeitrag   <b>IM</b>	25,-
Fördernde Mitgliedschaft   <b>IM</b>	100,-

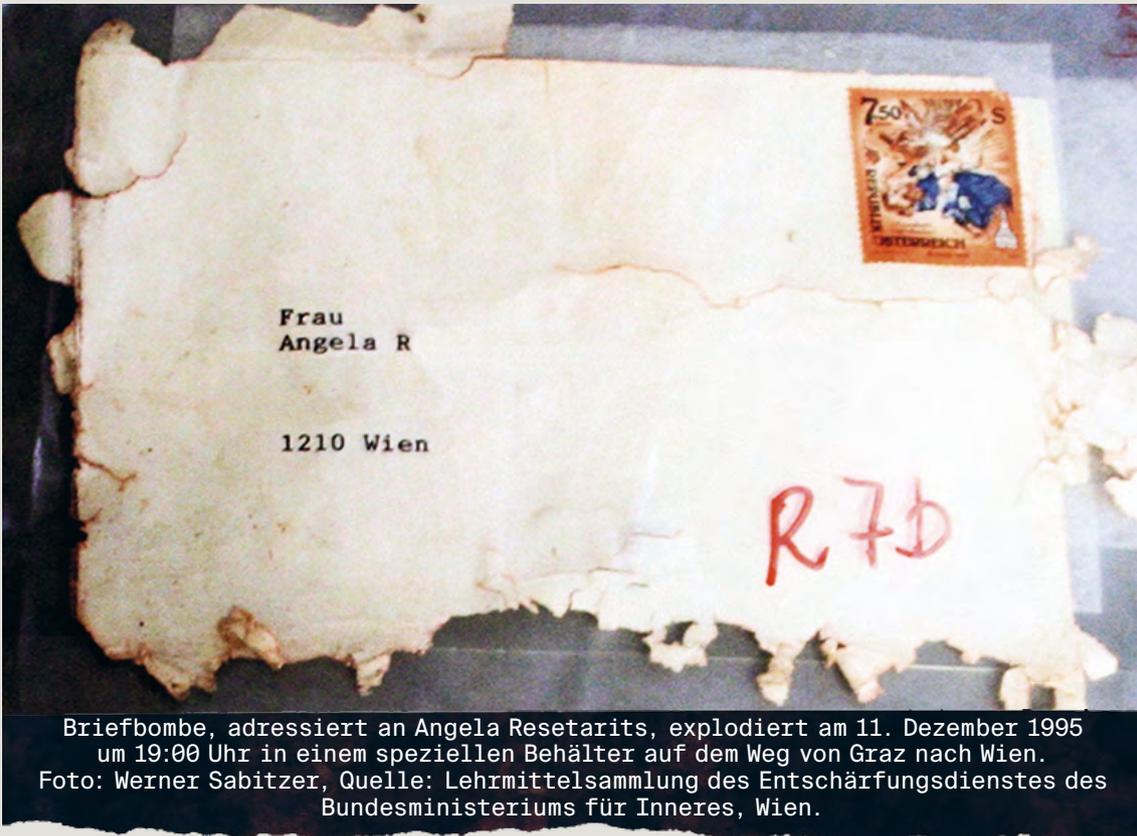
Aboservice: [abo@initiative.minderheiten.at](mailto:abo@initiative.minderheiten.at)

Bankverbindung:  
**Erste Bank**  
IBAN: AT60 2011 1838 2586 9200  
BIC: GIBAAATWWXXX  
Lautend auf:  
**Initiative Minderheiten**

Ausstellung

# Bomben gegen Minderheiten

## Rechter Terror 1993–1996



Briefbombe, adressiert an Angela Resetarits, explodiert am 11. Dezember 1995 um 19:00 Uhr in einem speziellen Behälter auf dem Weg von Graz nach Wien.  
Foto: Werner Sabitzer, Quelle: Lehmittelsammlung des Entschärfungsdienstes des Bundesministeriums für Inneres, Wien.

**24. 4.–2. 7. 2024 | Volkskundemuseum Wien**

**20. 9.–24. 11. 2024 | kärnten.museum, Klagenfurt  
ab Februar 2025 | Offenes Haus Oberwart**

Eine Ausstellung der

**Initiative Minderheiten**

in Kooperation mit dem **Volkskundemuseum Wien**, dem **kärnten:museum**  
und dem **Offenen Haus Oberwart [OHO]**



Gefördert aus Mitteln des **Sozialministeriums** und des **Bundesministeriums Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport**

 **Bundesministerium**  
Soziales, Gesundheit, Pflege  
und Konsumentenschutz

 **Bundesministerium**  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport



» die nächste **stimme** erscheint im März 2024



..... Gefördert aus Mitteln von .....

 **Bundesministerium**  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport

 **Bundesministerium**  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

 **Bundesministerium**  
Soziales, Gesundheit, Pflege  
und Konsumentenschutz

